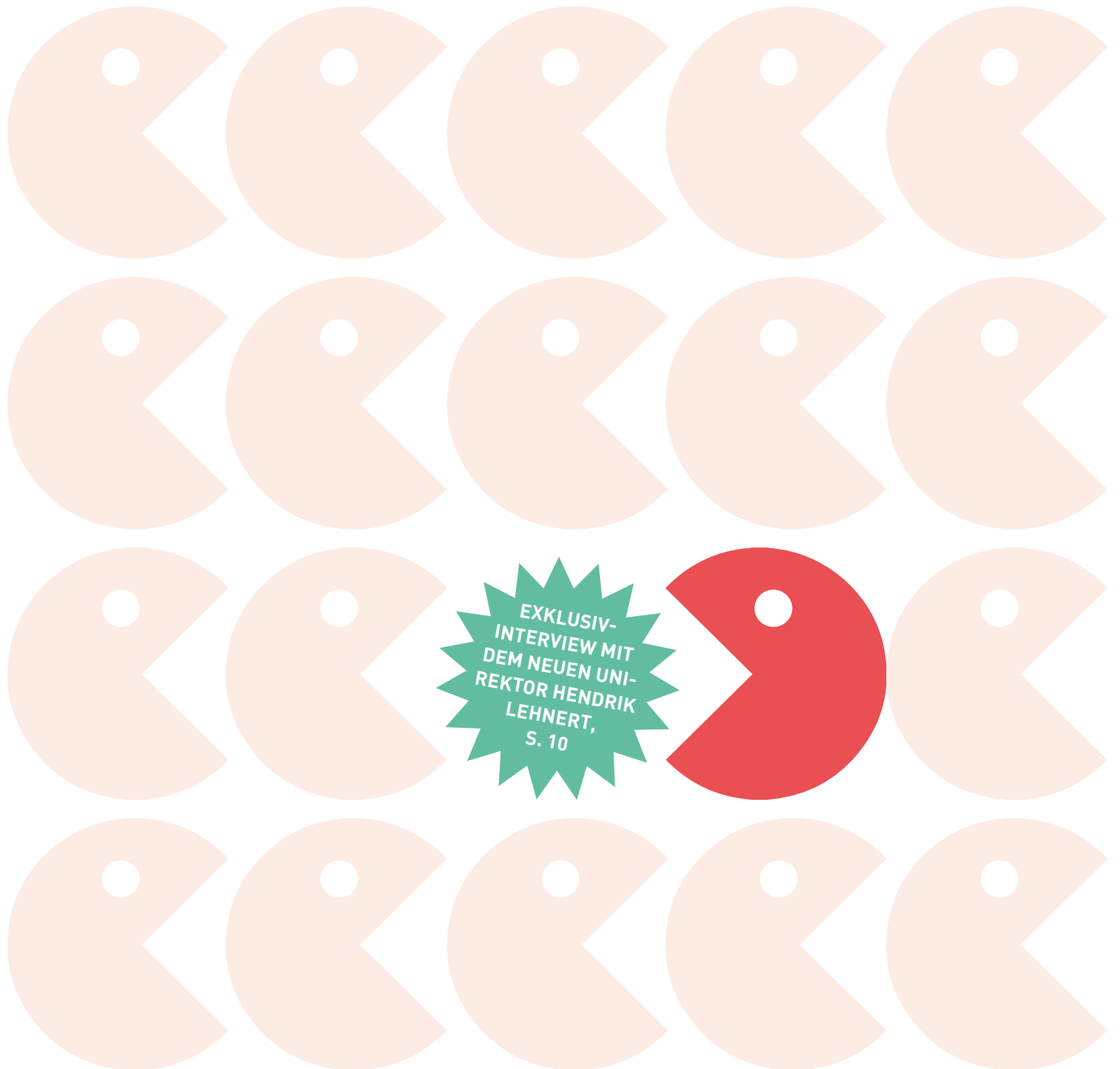


der PUNKT.

DAS MEDIUM DER STV KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
AUSGABE 2/2019 **RADIKAL. KONTROVERS**



EXKLUSIV-
INTERVIEW MIT
DEM NEUEN UNI-
REKTOR HENDRIK
LEHNERT,
S. 10

Mythos Energydrinks:

Machen sie wirklich fitter?

Veganer Annäherungsversuch:

Ist es normal, Tiere zu essen?

Tragischer Antiheld:

Wer war Erich von Stroheim?

LIEBE LESER*INNEN!



Kontroverse Themen im PUNKT. diskutieren: Alexandra Embacher, Markus Bachofner, Maximilian Kaufmann, Hannah Mauracher (live in der Sendung zugeschaltet), Manuel Gruber, Sophia Reiterer, Norbert Pany, Romana Hoffmann und Jonas Danko.

So oder doch so? Es ist Freitagmittag, der Regen klatscht in Unmengen auf Salzburg herab und trotz nasser Schuhe sind alle da. Seit Greta Thunberg im August 2018 vor dem schwedischen Parlament für den Klimaschutz demonstrierte, haben sich ihr viele junge und ältere Menschen rund um den ganzen Globus angeschlossen. Auch in Salzburg gehen wöchentlich Schüler*innen und Student*innen auf die Straße. Auch ich war schon dabei – und du? Als intelligente Personen, die all die schlimmen Folgen unseres Lebensstils für unsere Erde bewusst sind, müsstet wir sofort Veganer*innen werden, jede dieser PUNKT.-Ausgaben von Hand schreiben und am besten nur mehr in Salzburg bleiben. Ja, klingt vielleicht krass – auch wenn sich schon viele von uns um einen besseren Klimaschutz bemühen. Und das ist auch gut so! Dass es aber so einfach nicht ist, zeigt allein unser Studienalltag: Nicht alle haben etwa die finanziellen Mittel, um sich vegane Produkte leisten zu können und nicht schnell eine billigere Currywurst zu holen.

Und jede*r von uns braucht auch einen Computer samt der darin enthaltenen seltenen Mineralien, die unter großem Aufwand geborgen wurden, um Seminararbeiten schreiben zu können. Diese Liste ließe sich vermutlich beliebig fortführen. Auch in vielen anderen Bereichen unseres Lebens warten immer wieder kontroverse Fragen auf uns, die wir in Gruppen oder einfach in unseren Gedanken diskutieren. Schlägt man den Begriff „Kontroverse“ im Duden nach, so wird als Kontroverse eine Meinungsverschiedenheit oder eine Auseinandersetzung (um eine Sachfrage) verstanden. Mit verschiedensten haben sich in diesem Semester auch die PUNKT.-Redakteur*innen auf ihre Art und Weise beschäftigt. Vielleicht wird die eine oder der andere davon ja angeregt, sich in den anstehenden Sommerferien auch mit kontroversen Themen im eigenen Leben, die man vielleicht oft lieber Beiseite schiebt, zu beschäftigen. Denn, wie der deutsche Professor Michael Marie Jung schon meinte: Kontroversen können miteinander reden, Feindseligkeiten nicht.

In diesem Sinne wünschen wir euch eine spannende Sommerzeit und viel Spaß beim Blättern, Lesen und Diskutieren dieser Ausgabe – mit dem einen oder anderen kühlen Getränk!

**EURE CHEF*INNENREDAKTION –
ALEXANDRA EMBACHER, MANUEL GRUBER UND SOPHIA REITERER**



IMPRESSUM

Der PUNKT.

12. Jg., Nr. 02/2019

Medieninhaber*in, Herausgeber*in, Verleger*in:

HochschülerInnenschaft an der Universität Salzburg

Verantwortlich für den Inhalt:

StV Kommunikationswissenschaft

Chef*innenredaktion:

Embacher, Alexandra/Gruber, Manuel/Reiterer, Sophia

Redaktion: Bachofner, Markus/Danko, Jonas/Embacher, Alexandra/Gomez Neumann, Anne Marie/Gruber, Manuel/Hofmann, Laura Romana/Kaufmann, Maximilian Maria/Mauracher, Hannah/Pany, Norbert/Reiterer, Sophia

Layout: Sönmezay, Lara Caroline

Foto Editorial: Manuel Gruber, Hintergrund: CC BY-SA 4.0/commons.wikimedia.org/Asurnipal; Portraits: privat, Seeger (Bachofner)

Adresse Medieninhaber*in, Herausgeber*in, Verleger*in:

Kaigasse 28, 5020 Salzburg/Telefon: 0662/80446023

Mail: stv.kowi@oeh-salzburg.at

Druckerei: Printcenter, Kapitelgasse 5–7, 5020 Salzburg

Auflage: 400 Stück

GEFÖRDERT VON DER FV KGW ÖH UNI SALZBURG

1

NEWS

Aller guten Dinge sind drei:
die neue Chef*innenredaktion | **S. 7**

Old but gold: Das KoWi-Studierenden-
Dinner 2019 | **S. 8**

Zwei Duelle mit Köpfchen | **S. 8**

Alles neu macht der Mai! | **S. 9**

Eine bierige Beisl-Tour durch Salzburg | **S. 9**

Interview mit dem neuen Rektor
der Uni Salzburg | **S. 10**

2

RADIKAL

Vegan in einer nicht-veganen Welt:
Versuch einer Annäherung | **S. 17**

Die sündige Göttin –
Eine kritische Würdigung | **S. 20**

Mehr Energie? | **S. 23**

Gier. Macht. Ehre.
Gebt Stroheim seine zweite Chance! | **S. 25**

Lässig Laster | **S. 28**

3

KONTROVERS

Moralisches Marketing | **S. 32**

Ein Ass im Bett: Sex ohne Liebe ist Gang und Gäbe
– Warum dann nicht auch Liebe ohne Sex? | **S. 34**

Wenn die Musik zu sprechen beginnt | **S. 37**

Bekämpft Obdachlosigkeit,
nicht die Obdachlosen! | **S. 42**

Wenn die Seele Leidet:
Tabuthema psychische Krankheiten | **S. 45**

4

CRITIC'S CHOICE

50 KoWi Jahre: Das Interview
mit Gottfried Solderer | **S. 48**

Über Stress, Kabeln und Frequenzen:
Als Tontechniker am Rande einer
Live-Sendung | **S. 53**

S.9

S.37

S.45

S.48

S.17



ALLER GUTEN DINGE SIND DREI: DIE NEUE CHEF*INNENREDAKTION



Die neue
Chef*innen-
redaktion
(v.l.): Sophia
Reiterer,
Manuel
Gruber und
Alexandra
Embacher.

Viel Arbeit steckt auch wieder in dieser *PUNKT.*-Ausgabe. Die Beiträge der Redakteur*innen werden mehrfach dem kritischen Auge der Chef*innenredaktion unterzogen, Verbesserungs- und Änderungsvorschläge für den perfekten Artikel werden eingebracht. Bisher übernahmen die Masterstudierenden Manuel Gruber und Sophia Reiterer diese Aufgaben. Als Unterstützung in der Chef*innenredaktion haben sie sich für diese Ausgabe die gebürtige Tirolerin Alexandra Embacher ins Boot geholt.

Sie ist seit rund drei Jahren in Redaktionen tätig (darunter *FalstaffPROFI*) und hat mittlerweile zwei Chef*innenredaktionen der Regionalmagazine *WILDE KAISERIN* sowie *ZILLACHTOLARIN* inne. Zudem betreibt die 24-Jährige den prämierten Food- und Lifestyleblog *Gourmeet me*, der ihr viele Türen geöffnet hat – unter

anderem in eine Kochshow auf *Puls4* vor rund einem Jahr. Die ausgebildete Touristikkauffrau studiert derzeit Kommunikationswissenschaft im zweiten Semester Master, für den *PUNKT.* schreibt sie seit 2019.

Manuel und Sophia bleiben dem Team selbstverständlich erhalten, sie sind kaum wegzudenken aus der Chef*innenredaktion. Besonders Manuel zeigt sich seit mehreren Semestern dem *PUNKT.* verbunden, schult angehende Redakteur*innen und greift selbst gerne zum Stift für sein Herzensprojekt. Sophia liefert ebenso qualitativ hochwertige Beiträge für das Medium der StV KoWi und hat ein offenes Ohr für die Anliegen „ihrer Schreiberlinge“.

Text: Alexandra Embacher

Foto: Max Scheugenpflug

OLD BUT GOLD: DAS KOWI-STUDIERENDEN-DINNER 2019

15 Teams haben sich am 16. Mai auf das Abenteuer „Köwi Studierendendinner“ eingelassen. Das Studierendendinner war auch dieses Semester ein riesen Erfolg, wobei dieser in den Parametern wie „neue Leute und neue Orte kennenlernen“ oder „einen aufregenden Abend mit leckerem Essen verbringen“ gemessen wird.



Das bewährte Prinzip des Studierendendinner: Ein Team kocht einen Gang (Vor-, Haupt- oder Nachspeise) und genießt die übrigen zwei Gänge bei jeweils einem anderen Team. Durch die hohe Teilnehmer*innenzahl ist es auch dieses Semester gelungen, dass sich kein Team während des Essens zwei Mal getroffen hat – das große Wiedersehen gab es erst ab 22:30 Uhr bei der Afterparty im Schnaitl.

Dort fand anschließend die Verlosung der Preise statt, bei der es Gutscheine für *Das Kino* und den *BioBurgerMeister* zu gewinnen gab. Für alle, die es dieses Semester nicht geschafft haben, die Anmeldefrist verschlafen haben oder sich noch nicht getraut haben mitzumachen: Die Planung für das nächste Studierendendinner steht schon in den Startlöchern!

Text: Sophia Reiterer / **Foto:** Ina Zachas

ZWEI DUELLE MIT KÖPFCHEN



Das gab's noch nie: Gleich zwei Mal suchte die StV KoWi in diesem Semester die schlauesten Studierenden Salzburgs beim Pub Quiz. Jeweils zehn Fragen zu unterschiedlichsten Themen in insgesamt vier Runden, einiges an Köpfchen beim gemeinsamen Knobeln und dies alles eingebettet in einem gelungenen Abend in einer Salzburger Bar: Am besten gemeistert hat diese Bedingungen hin zum 1. Platz beim ersten Pub Quiz in diesem Semester das Team *The Room* bestehend aus Bernhard Franz, Lucas Kröll, Philipp Leinert und Christian Hetzenauer. Beim zweiten Pub Quiz mussten die Titelverteidiger den ersten Platz der Gruppe *Wonderwall Wappler* überlassen. Insgesamt dreizehn Gruppen hatten sich eingefunden, um den Titel „Salzburgs schlaueste Studierende“ zu holen – aber am Ende konnte nur ein Team als Erstplatzierte das *Schnaitl* verlassen. Auch das gab's noch nie: Nach einer Pattsituation zwischen drei Teams wurden die Sieger*innen per Schätzfrage ermittelt. Thomas Diabl, Michael Eichhorn, Michael Kollross, Daisy Aschaber und David Danter konnten sich so über einen Geldpreis in der Höhe von 130 Euro freuen.

Stattdessen haben die beiden Pub Quiz Duelle wie in den Vorjahren auch im *Schnaitl Bier + Bar*, dem an dieser Stelle ein großer Dank für die Unterstützung gilt. Und aufgrund der großen Nachfrage ist eines klar: Das StV KoWi-Pub Quiz kommt auch im nächsten Semester wieder in die Stadt!

Text: Manuel Gruber / **Foto:** Danijel Velic



ALLES NEU MACHT DER MAI!

Überfüllte Email-Postfächer, das eine oder andere Wahlgeschenk und viele bunte Plakate & Flyer an allen Uni-Standorten: Von 27. bis 29. Mai stand die diesjährige *ÖH-Wahl* an, bei welcher die Studierenden in ganz Österreich ihre studentischen Vertreter*innen neu wählen konnten.

Die Wahl brachte dabei mehrere Veränderungen mit sich. So stand neben der Wahlbeteiligung an der Universität Salzburg mit 20,26 Prozent erstmals wieder ein kleines Plus. Klare Wahlsieger der Wahl für die Salzburger Universitätsvertretung sind die *Grüne & Alternative StudentInnen (GRAS)*, welche ihre Mandatszahl auf sechs verdoppelte, während die *Aktionsgemeinschaft* zwei Mandate verlor und künftig mit vier Mandatar*innen in der Universitätsvertretung aktiv sein wird. Halbiert in der Anzahl an Mandaten in Salzburg hat sich bei der Wahl die *Liste sozialer und pro-*

gressiver Studierender (VSStÖ) auf zwei Mandate, die *Liste unabhängiger & kritischer Studierender (LUKS)* konnte sich beim ersten Anreten zwei Mandate holen und die *JUNOS* sicherten sich ein Mandat in der Universitätsvertretung. Neu gewählt wurde bei der *ÖH-Wahl* auch die StV KoWi. Insgesamt 29,64 Prozent der KoWi-Studierenden gingen wählen, nur in sechs anderen StVen an der Uni Salzburg war die Wahlbeteiligung höher.

Die Mandatar*innen in der StV KoWi für die Funktionsperiode 2019 bis 2021 sind Manuel Gruber, Sophia Reiterer, Tara Dirala, Lisa-Maria Stritzinger und Alexandra Embacher.

Den Vorsitz der StV KoWi übernimmt ab 1. Juli Sophia Reiterer, stellvertretend werden sie Manuel Gruber und Tara Dirala.

Text: Manuel Gruber

Foto: Max Scheugenpflug



EINE BIERIGE BEISL-TOUR DURCH SALZBURG

Längst gehört er zur KoWi-Tradition dazu: der legendäre Pubcrawl am Beginn eines jeden Semesters. Mehr als 100 Studierende kamen von weit über die KoWi-Grenzen hinaus auch dieses Mal zum Papagenoplatz, um gemeinsam bei ein, zwei (oder auch mehr) Bier den Semesterbeginn zu feiern und sich wieder neu, oder bei den Erstsemestrigen erstmals, mit dem Salzburger Nachtleben bekannt zu machen. In gewohnter Manier wurde nach dem WarmUp vor der Uni das Nachtleben an verschiedenen Kontrollpunkten erforscht. Zuerst ging es ins *Shamrock*, gefolgt vom *Bricks*. Letzte Station der Pubtour: das *Flip*. Hier konnten die Köwis den Abend ausklingen lassen. Und obwohl so mancher Wecker am nächsten Tag um neun Uhr oder früher läutete, ließ sich

niemand vom Feiern abhalten. Denn Pubcrawl ist schließlich nur einmal im Semester.

Text: Manuel Gruber / **Foto:** Danijel Velic



WIR MACHEN UNIVERSITÄT FÜR DIE STUDIE- RENDEN.

Nach 18 Jahren endet am Ende des Sommersemesters 2019 die Amtszeit von Heinrich Schmidinger als Rektor der *Universität Salzburg*. Zu seinem Nachfolger wurde Hendrik Lehnert aus Lübeck gewählt. Mit dem *PUNKT*. hat der Mediziner und Psychologe über seine Pläne für die *Universität Salzburg*, seine Vorstellungen von Lehre und Mitgestaltung an der Uni sowie heiße Eisen wie Studiengebühren und Zulassungsbeschränkungen gesprochen.

INTERVIEW

MIT DEM NEUEN REKTOR DER UNI SALZBURG

Der PUNKT.: In welchen Bereichen wollen Sie in den nächsten Jahren vor allem aktiv werden?

HENDRIK LEHNERT: Wir werden uns noch mehr als bisher dem Leistungsgedanken an der Universität widmen, Forschungsaktivitäten stärken und alles tun um Themen zu entwickeln, an denen mehrere Fakultäten beteiligt sind. Echte Schwerpunktthemen werden erst dann an einer Universität zum Schwerpunkt, wenn nicht nur mehrere Fachbereiche, sondern mehrere Fakultäten beteiligt sind. Da gibt es etliche Themen, die wir angehen können. Dazu zählt

Das Geld der Uni hängt mit der neuen Universitätsfinanzierung aber wesentlich von der Prüfungsaktivität ihrer Studierenden ab.

Ja, die Studienplatzfinanzierung erhält einen sehr hohen Stellenwert. Das heißt im Umkehrschluss aber auch: Wir stehen in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen Universitäten in Österreich und müssen alles tun um die Anzahl der prüfungsaktiven Studierenden zu erhöhen. Und das ist mir ein großes Anliegen, dass wir wirklich alles gemeinsam tun, um die Attraktivität des Standortes



**REKTORATS-
TEAM AN
DER UNI
SALZBURG**

(v.l.n.r.): Katja Hutter, Barbara Romauer, Hendrik Lehnert, Nicola Hüsing und Martin Weichbold.

Bildquelle:
Uni Salzburg/
Scheinast

auch, dass wir die bestehenden Schwerpunkte genau anschauen, wie wir diese in Zukunft neu aufstellen und definieren. Da bin ich aber sehr optimistisch, dass wir einen sehr guten Weg finden werden. Zu diesem Themenbereich gehört für mich aber auch, dass wir gute Leistungen belohnen und in diejenigen, die zum Beispiel Drittmittel in großer Höhe eingeworben oder entsprechend publiziert haben, investieren.

Salzburg für Studierende noch weiter zu erhöhen. Durch die Lage und die Bekanntheit ist die Stadt bereits für viele attraktiv, auf der anderen Seite erlebe ich auch in vielen Gesprächen, dass Salzburg noch nicht als der ganz große Studienstandort bekannt ist. Da müssen wir alles tun, um das zu ändern und es für junge Menschen attraktiv zu machen, hierher zu kommen.



Was haben Sie da konkret vor?

Dazu gehört ein ganzes Bündel an Maßnahmen. Zum Beispiel, dass wir unser Studienangebot genau und kritisch anschauen. Ein Problem, das es auch in Salzburg in einigen Bereichen gibt, ist, dass am Anfang des Studiums die Anforderungen möglicherweise zu hoch sind und Studierende das Studium abbrechen. Das sollten wir prüfen.

Ich bin sicher ein Freund von hohen Anforderungen, aber man muss die Anforderungen sinnvoll über das Curriculum verteilen und nicht am Anfang die eine oder andere Hürde zu groß machen.

Außerdem werden wir neue Studienkonzepte entwickeln: Etwa Cross-Over Studiengänge, die auch zwischen den Fakultäten entstehen und wir damit noch mehr Studierende nach Salzburg bekommen. Und wir müssen gemeinsam mit der studentischen Vertretung schauen, dass wir mit noch mehr Aktivitäten in der Stadt haben und Salzburg so zu einer attraktiveren Studienstadt machen. Studierende sollen hier studieren können, aber auch feiern – das gehört dazu! Ein fernes, kein einfaches Ziel ist daneben, die Stadt für Student*innen auch wieder etwas bezahlbarer zu machen. Das sind jetzt alles Dinge, die wir uns in der Zukunft gemeinsam

überlegen müssen. Ich will mich hier regelmäßig mit den Studierenden, sicher einmal im Monat, treffen und überlegen, was wir gemeinsam tun können, wo wir stehen, wo wir noch eine gemeinsame Veranstaltung brauchen und wo wir Probleme im Studium haben.

Viele Studierende in Salzburg sind aber kaum in Salzburg, sie kommen nur für Lehrveranstaltungen in die Stadt.

Da ist es mir wichtig, die Universität noch mehr als bisher in der Stadt und der Region zu verankern. Die Universität ist ganz sicher der wissenschaftliche Motor der Region und das muss man mehr als bisher rüberbringen. Das gilt für die bewährten und guten Instrumente wie die Salzburger Hochschulkonferenz bestehend aus Universität, *Mozarteum*, *Pädagogischer Hochschule (PMU)* und *Fachhochschule*. Es wird daneben aber auch eine enge Zusammenarbeit mit dem Land geben, um eine gemeinsame Agenda im Bereich Forschung und Wissenstransfer umzusetzen. Das heißt, dass dies, was an der Uni an neuen Ideen, Gedanken, Innovationen entwickelt wird, schneller in die Region getragen werden soll. Letztlich führt diese Bindung der Universität an die Region umgekehrt auch dazu, dass mehr Studierende in Salzburg bleiben – auch nach dem Studium. Neben diesen drei großen Zielen gilt es in den nächsten Jahren, durch klare und vernünftige Programme noch internationaler zu werden, durch Maßnahmen der Digitalisierung die Campusstruktur zu ändern und einfacher zu machen und damit die ganze Verwaltung so verändern, dass sowohl Verwaltung als auch Studierende noch besser Zugang zu Daten haben.

Was waren die Gründe für Ihre Bewerbung in Salzburg?

Zum einen hatte ich große Lust, eine Universität strategisch zu führen, die mehr oder etwas anderes macht als Medizin. Zum anderen bringe ich einen Blick nach Außen und viel Erfahrung mit, um so neue Denkanstöße geben zu können.

Wie schaut denn Ihr Blick als Mediziner auf den Patient Uni Salzburg aus?

Dieser Patient muss sicherlich nicht reanimiert werden. Der Patient ist lebendig, aber es gilt: Hier müssen in einigen Bereichen Änderungen stattfinden, es muss etwas vielleicht noch lebendiger wer-

den als bisher und es muss vor allem einiges getan werden, um gerade den Punkt Wissenschaft und Forschung noch zu stärken.

Sie haben in früheren Interviews immer wieder von Exzellenz gesprochen: Was meinen Sie damit?

Für mich bedeutet der Begriff, dass man in einigen Bereichen, sicher nicht in allen, als herausragend wahrgenommen wird. Dabei gilt jedoch, dass Exzellenz nicht nur Exzellenz in der Forschung meint, sondern Exzellenz muss auch Exzellenz in der Lehre bedeuten. Meine Philosophie ist da sehr klar: Die absolute Top-Lehre ist Voraussetzung für alles. Wenn ich es nicht schaffe, eine gute Lehre zu machen, dann nutzt mir die beste Forschung nichts.

Denn nur über eine gute Lehre bekommen wir auch den Nachwuchs und junge Menschen nach Salzburg, die dann auch in der Forschung und in Projekten bleiben.

Auch kann Exzellenz erst durch ein ganzes Maßnahmenbündel entstehen: etwa durch die Auswahl der richtigen Themen und die Unterstützung der jungen Leute und Nachwuchswissenschaftler*innen. Daneben ist für Exzellenz auch Berufungspolitik sehr wichtig, denn die Leistungen und die Sichtbarkeit einer Universität hängen ganz schlicht und einfach damit zusammen, welche Personen da sind.

Was braucht es für eine Top-Lehre?

Grundsätzlich ist Salzburg bereits bekannt für eine sehr gute und forschungsorientierte Lehre.

Am Herzen liegt mir hier, dass wir mehr als bisher schauen, was die Motive der Studierenden sind und ob jede*r das richtige studiert oder ob nicht ein Propädeutikum, das vor Studienbeginn in die Studiengänge einführt, auch sinnvoll wäre. Dieser Frage werden wir uns stellen, um die Anzahl der Studienabbrecher*innen so gering wie möglich zu halten und uns dabei wohl auf eine Mischung aus Studium generale wie auch intensiver Überprüfung der Motivationen und Leistungen fokussieren zu können. Zweitens werden wir uns sicher die Curricula in allen Fächern genau anschauen und überprüfen, ob die Anforderungen, insbesondere am Anfang, machbar sind und nicht abschrecken. Mit einem System

der leistungsorientierten Mittelvergabe werden wir gleichzeitig auch Lehrleistungen und die Qualität der

meinsam evaluieren, ob die Curricula passen, Anforderungen verändert werden müssen und welche Inhalte gebraucht werden. Hinsichtlich der Lehre halte ich diesen regelmäßigen Austausch zwischen Rektorat und Studierenden für sehr wichtig.

Neben der Prüfungsaktivität von Studierenden sind aktuell Studiengebühren und Zulassungsbeschränkungen heiße Eisen in der österreichischen Hochschullandschaft: Wie stehen Sie dazu?

Ich bin kein Gegner von sehr moderaten Studiengebühren. Bezüglich des Endes der Rückerstattung von Studiengebühren für berufstätige Langzeitstudierende halte ich diese Aufhebung der Rückerstattung für sinnvoll. Allgemein sollte es aber keine Studiengebühren geben. Die aktuelle Regelung an der PLUS halte ich für sehr vernünftig. Was Zulassungsbeschränkungen angeht, werden wir dies uns für die Fächer ganz indivi-



duell anschauen müssen. Es ist ja durchaus so, wenn andere Universitäten Zulassungsbeschränkungen einführen, können wir davon profitieren. In Zeiten der

Studienplatzfinanzierung ist es ja nicht das Allerschlechteste, keine Beschränkungen zu haben. Das sind aber Einzelfallentscheidungen, die man dann im Bundeskontext treffen muss, wir werden sicher mit solchen Entscheidungen auch auf Tendenzen reagieren. Das ist aber immer davon abhängig, ob die die Betreuung der Student*innen gewährleistet ist.

Die Wahl der Nachfolge von Rektor Heinrich Schmidinger wurde von verschiedenen Stellen als undemokratisch angesehen. Wie wollen Sie die Mitgestaltung an der Uni angehen?

Den Unmut der Studierenden kann ich nachvollziehen. Vor dem Hintergrund, dass man beim Hearing eine überlaufene Aula Magna fürchtete, ist die Entscheidung des Senates und des Unirates okay, wenn ich auch klar dazu sage, dass wir jetzt mit allem was wir tun, uns unmittelbar an die Studierenden richten werden. Die gehören dazu und wir machen Universität für die Studierenden und diese sollen deshalb auch eingebunden werden. Generell gilt, dass wir ein hohes Maß an Transparenz und Informationspolitik pflegen wollen. Ich habe das, als ich in Lübeck Präsident war, so gehalten, dass ich regelmäßig Vollversammlungen gemacht habe, daneben auch immer wieder die einzelnen Gruppen eingeladen sowie meist einmal im Semester eine Informationsveranstaltung für die Universitätsöffentlichkeit gemacht habe, um zu sagen, wo wir stehen. Dafür gilt es, das bestehende Kommunikationssystem in Salzburg umzubauen



und vielmehr als bisher über soziale Medien zu gehen, was Informationen angeht, die Website umzugestalten und zu modernisieren. Ebenso sind die Herausgabe eines digitalen Newsletters und die Umgestaltung des Hochschulmagazins wichtig. In dieses müssten noch mehr Informationen, Nachrichten, auch über Personen, Trends an der Universität. Da gibt es klare, gute Wege, wie man die Hochschulwelt informiert.

In welcher Rolle sehen Sie dabei insbesondere die Österreichische HochschulInnenschaft auf allen Ebenen an der Uni?

Das Zentrale ist wirklich, dass die Wissenschaftler*innen gelegentlich vergessen, dass die Studierenden das Entscheidende sind und dass man für diese die ganze Universität macht.

Das geht nur unter Einbeziehung der ÖH, um zum Einen, die hochschulpolitischen Strategien zu besprechen und zum Anderen zu überlegen, wie Salzburg als Universitätsstandort noch attraktiver werden kann. Also ich glaube, das

Geheimnis heißt schlicht und einfach: Miteinander reden!

Gleichzeitig sollen aber auch die Dekan*innen an den Fakultäten mehr Aufgaben bekommen?

Die Aufgaben und Funktionen, welche die Vizerektor*innen und ich übernehmen, sehen wir mehr als Querschnittsaufgaben. Uns ist als Grundidee wichtig, dass wir diese Querschnittsthemen wie Lehre, Forschung und Digitalisierung, die alle Fakultäten betreffen, im Rektorat abgebildet haben und daneben die Dekan*innen wieder mehr Verantwortung an den einzelnen Fakultät übernehmen. Dies soll idealerweise dazu führen, dass viel mehr zusammenwächst, was letztlich auch zusammengehört.

Was wünschen Sie sich abschließend für die Uni Salzburg?

Ich würde mir wünschen, dass noch mehr als bisher alle Mitarbeiter*innen der Universität und alle Menschen hier in der Region sagen: Salzburg ist eine tolle Universitätsstadt mit

einer herausragenden Universität und wir haben es geschafft, noch mehr junge Leute und herausragende Wissenschaftler*innen nach Salzburg zu bekommen. Damit zusammen hängt auch der Wunsch, dass wir am Ende des Tages über ein höheres Budget als bisher verfügen, um alle unsere Träume, die wir haben, baulich und in der Rekrutierung von guten Wissenschaftler*innen umsetzen können.

Text: Manuel Gruber

Fotos: Alexandra Embacher

DAS REKTORAT 2019–2023

Hendrik Lehnert: Rektor

Nicola Hüsing: Vizerektorin für Forschung und Nachhaltigkeit

Katja Hutter: Vizerektorin für Digitalisierung und Innovation

Barbara Romauer: Vizerektorin für Finanzen und Ressourcen

Martin Weichbold: Vizerektor für Studium und Lehre

**FRAGE-ANTWORT:
SO TICKT DER NEUE REKTOR**

Ein gutes Studium soll ...

... mit Lust, Motivation und Erfolg zu Ende gebracht werden und idealerweise dazu führen, dass die Absolvent*innen nach dem Studium in der Region bleiben.

Eine gute Uni soll ...

... Vorbild für großes Engagement in Lehre und Forschung sein, aber auch in der Herausbildung von weltoffenen und klugen Persönlichkeiten.

Salzburg ...

... ist eine Universitätsstadt.

Stadt und Land Salzburg ...

sind für mich als Rektor das schönste Fleckchen Erde, um dort Rektor zu sein.

Die Studierenden der Uni Salzburg noch über mich wissen, ...

...dass ich gekommen bin, um ganz lange zu bleiben!



RADI KAL

VEGAN

IN EINER NICHT-VEGANEN WELT: VERSUCH EINER ANNÄHERUNG

„Warum musst du immer so radikal sein? Vegetarisch sein wäre doch auch genug. Oder einen veganen Tag in der Woche. Wieso diese radikale Umstellung?“, fragt die besorgte Mutter ihre Tochter. Die Tochter stampft mit dem Fuß auf den Boden und schreit: „Weil sich die Welt nie ändert, wenn niemand radikal ist!“

Die Tochter bin ich. Ich habe in meinem Leben schon öfters gehört, ich sei zu radikal oder würde immer krampfhaft versuchen, gegen den Strom zu schwimmen. Das ist tatsächlich die Wahrheit. Ich versuche wirklich, krampfhaft gegen den Strom zu schwimmen. Aber nicht, weil ich mich von allen anderen abheben will, sondern weil ich den Strom scheiße finde. Männer verdienen viel mehr als Frauen, Menschen essen Fleisch, trinken Milch, benutzen für kürzeste Strecken das Flugzeug. Und das scheint so auch okay zu sein.

Ich habe vegane Menschen immer schon bewundert. Sie sind willensstark, dünn, cool und setzen sich für eine faire Behandlung aller Lebewesen ein. Seit einem Dreivierteljahr kann ich mich auch zu diesen Menschen zählen. Jetzt bin ich auch willensstark, cool und setze mich für eine faire Behandlung aller Lebewesen ein. Das mit dem Dünn-sein ist nur ein Gerücht. Die meisten Chips- und Nudelsorten sind leider vegan.

Wie ich in den Veganismus gerutscht bin? Während eines Praktikums in der kleinen Dorfbibliothek, umgeben von hohen Bergen, Speckknödeln und Lederhosen, ist es irgendwie passiert. Ich habe ein Sommerpraktikum in der Dorfbibliothek gemacht und da sich die Menschenmassen bei 30 Grad Celsius im Schatten eher Richtung Freibad und nicht Richtung Bibliothek bewegen, hat sich meine Kund*innenschaft auf maximal eine Person in der Stunde beschränkt. Mir blieb also viel Zeit, in den Büchern zu stöbern. Nun muss man wissen, dass ich

Kochen (und natürlich das zugehörige Essen) liebe. Ich habe also vor allem Kochbücher durchgeblättert – und siehe da: Ich bin auf das Buch „Vegan for Fun“ von Attila Hildmann gestoßen. Nachdem ich ihn geogogelt hatte und herausgefunden habe, dass er eine Restaurantkritikerin, die sein Lokal nicht so gut fand, über einen *Facebook*-Post indirekt mit einem Gewehr bedroht hat, fand ich ihn auch nicht mehr so cool, aber die Kochbücher sind schön anzusehen. Ich dachte mir also, wie spannend es wäre, mal ein bisschen mit Tofu, Mandelmus und Cashewkernen zu experimentieren und habe etwas Veganes gekocht. Der Grundstein war gelegt, die Radikalisierung erfolgte im Internet. Podcasts, Foren, Videos von geheimen Aufnahmen in Milchställen oder auf Schweinefarmen taten ihr Übriges, um mich davon zu überzeugen, dass vegan sein die einzige ethisch korrekte Form des Essens ist. Aber warum sehen nur Veganer*innen das so? Warum wird Fleisch essen, Milch und Eier konsumieren und Leder tragen als okay angesehen?

Die US-amerikanische Psychologin Melanie Joy hat den Begriff des *Karnismus* geprägt. Dieses Konzept beschreibt, dass Fleisch essen auf dieser Welt als natürlich, normal und notwendig angesehen wird. Argumente wie: „Das wurde immer schon so gemacht!“ oder „Der Mensch wäre gar nicht so weit entwickelt, wenn er niemals Fleisch gegessen hätte!“ belegen, wie weit Karnismus in der Gesellschaft verbreitet ist. Auch, dass nur das Fleisch von bestimmten Tieren gegessen wird, ist Teil von Karnismus: Stell dir vor, du isst ein sehr leckeres Gulasch und erfährst plötz-

Beim Nachmachen beachten: Tofu, Mandelmus und Cashewkerne bitte im Bioladen kaufen und auf regionale Herkunft achten! Sonst wird aus dem Weltverbesserungs-Veganismus schnell ein klimaschädlicher Veganismus.

Früher wurde Leder als Beiprodukt von Fleisch angesehen, heutzutage gibt es allerdings eine ganze Lederindustrie, die Kühe nur für die Lederproduktion züchtet. Somit kann Leder zumindest in vielen Fällen nicht mehr als Beiprodukt bezeichnet werden.



lich, dass Hundefleisch darin ist. Würdest du weiter essen? Würdest du dich übergeben? Schweine sind zum Teil intelligenter als Hunde oder Katzen. Wieso essen wir dann Schweinefleisch? Passend dazu auch der Titel von Melanie Joys erstem Buch: Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Erschreckend ist dabei vor allem, wie verfremdet wir von unserem Essen sind. Kindern wird beigebracht, lieb mit Tieren umzugehen und gleichzeitig stopft man ihnen Bärchenwurst in den Schlund. Wer denkt beim Essen vom Osterkitz an das süße kleine Ziegenbaby, das so fröhlich über die Wiese springt?

Als ich mir selbst diese Fragen gestellt habe, habe ich mich gefühlt, als würde ich von der Matrix aufwachen – ebenfalls



ein Vergleich, der nicht von mir, sondern von Melanie Joy stammt. Plötzlich konnte ich Menschen nicht mehr verstehen, die sich ernsthaft tote Körper von Tieren in den Mund schieben und das auch noch geil finden. Wer kann ernsthaft Muttermilch von anderen Babytieren klauen und sich in den Kaffee kippen? Wer kann ernsthaft die Haut eines toten Tieres benutzen, um Geld darin aufzubewahren? Klingt krass, hat sich aber tatsächlich so angefühlt. Diese plötzliche Aggression, die ich Nicht-Veganer*innen gegenüber empfunden habe, hat mich

selbst überrascht. Natürlich wollte ich dann alle auf meine Seite ziehen und dazu bringen, die Welt gleich wie ich zu sehen. Das hat vor allem eines gebracht: Streit. Aus dem Streit mit Eltern und Freund wurde Frustration und ich habe mich unglaublich unverstanden und einsam gefühlt. Und was macht man in Momenten tiefster Einsamkeit? Genau: Ein Buch lesen, und zwar *Beyond Beliefs* von Melanie Joy, das Abhilfe bei der oft misslingenden Kommunikation zwischen Veganen und Nicht-veganen Menschen schaffen will.

Vor allem eine Erklärung für die misslingende Kommunikation aus diesem Buch ist mir im Kopf hängen geblieben: *Secondary Post Traumatic Stress Disorder* (*Secondary*

PTSD). Beim regulären *PTSD* haben Menschen schreckliche Dinge erlebt und werden dann durch sogenannte „Trigger“ daran erinnert und erleben gefühlsmäßig das Trauma nochmal. Beim *Secondary PTSD* allerdings haben die Personen das Leid nicht unmittelbar am eigenen Körper/an der eigenen Psyche erlebt, sondern anderes Leid gesehen. Dann kann ein Steak auf dem Teller der liebsten Person ein Trigger sein, der vor allem Aggression und Traurigkeit bei den Betroffenen auslöst. Diskutieren hilft dann nichts mehr, das endet

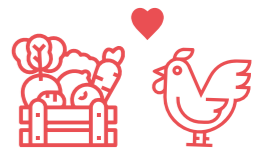


meistens in gegenseitigen Beleidigungen, Streit und Verletzungen, die unter Umständen lange zum Verheilen brauchen. Vor allem ist also wichtig, sich in die andere Person hinein zu fühlen, Trigger zu erkennen und deutlich zu formulieren: „Ich fühle mich getriggert und möchte jetzt nicht über dieses Thema diskutieren.“ Freilich soll das keine Ausrede sein, sich Gegenargumenten zu stellen und konstruktive Diskussionen zu führen. Manchmal führen diese Diskussionen aber zu nichts, weil sich Menschen dann nur gegenseitig triggern und die Verletzungen immer schlimmer werden. Wie reagiere ich jetzt aber am besten, wenn ich mich getriggert fühle? Und wie reagieren die Menschen im Umfeld einer Person, die sich augenscheinlich nicht wohlfühlt? Am besten ist zu fragen, wie man helfen kann. In meinem Fall bitte umarmen und mir ins Ohr flüstern, wie schrecklich gemein die Menschheit ist, dass ich nicht alle Lebewesen retten kann und dass doch alles gut wird. Wichtig ist der Faktor der Sicherheit: Ich bin hier sicher und die Menschen und mich herum wollen mir nichts Böses.

Ich habe eine ganze Weile dafür gebraucht, zu verstehen, dass sich auch Nicht-Veganer*innen getriggert fühlen können. Wenn ich meinen Eltern erzähle, wie schrecklich die Schweinehaltung ist, während sie gerade Honigmelone mit Rohschinken verzehren, müssen sie sich aus ihrer Position heraus verteidigen. Und unser Steinzeitgehirn flutet dann den Körper mit Adrenalin, was drei Optionen aufmacht: Weglaufen, angreifen, totstellen. Mit einer dieser drei Optionen als Ausgangsposition kann keine konstruktive Diskussion entstehen. Missionieren bringt

also gar nichts (hat geschichtlich auch noch nie viel gebracht, daran hätte mich vielleicht in meinen veganen Missionierungsversuchen orientieren sollen – ich bin doch keine Kreuzritterin!). Was allerdings etwas bringt, ist miteinander zu reden und versuchen, sich gegenseitig zu verstehen. Denn auch Menschen sind Tiere und haben Liebe verdient. Ebenso wie alle anderen Tiere zumindest verdient haben, respektiert und nicht als Ware oder Produkt diffamiert zu werden.

Text: Sophia Reiterer
Foto 1: Pixabay / stux
Foto 2: Pixabay / the5th



TIPPS FÜR INTERESSIERTE:

Youtube:

- Pia Kraftfutter
- Vegan ist ungesund
- Niko Rittenau
- JANAKlar

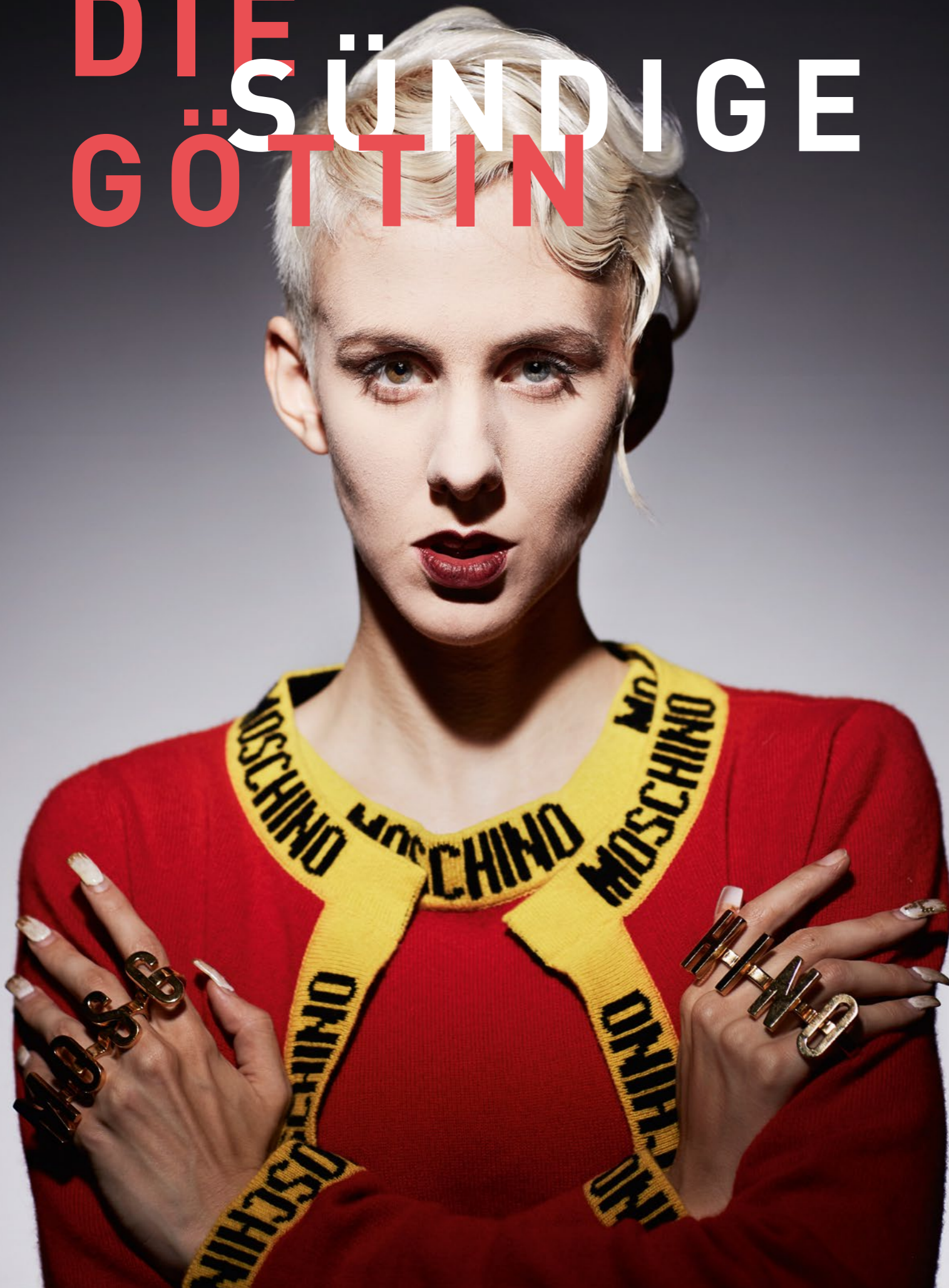
Bücher:

- *Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe tragen* von Melanie Joy
- *Beyond Beliefs* von Melanie Joy
- *Tiere Essen* von Jonathan Safran Foer

Filme:

- Dominion
- Forks over Knives
- Earthlings
- Cowspiracy
- Hope for all

DIE SÜNDIGE GÖTTIN



EINE KRITISCHE WÜRDIGUNG

Lisa Eckhart ist aus der Kabarettszene nicht mehr wegzudenken. Die Österreicherin, die ihre Karriere als Poetry-Slammerin begann, ist bereits mehrfach preisgekrönt. Jüngst erschien ihre gesammelte Lyrik in Buchform. Auf der Bühne überzeugt sie mit ausformulierten kritischen, zynischen und derben Soloprogrammen. Die geschliffene Rhetorik ist ihr Markenzeichen und kein Wort scheint zufällig gewählt zu sein.

Das setzt die junge Steirerin auch in ihrem zweiten Soloprogramm „Die Vorteile des Lasters“ fort. Darin präsentiert sie sich als die neue Heilsbringerin der Menschheit. Für Eckhart sind es nämlich unschöne Zeiten, in denen sich die Welt befindet und es gibt kaum etwas, das die Kabarettistin nicht aufregt. Gesundheitswahn, Verbote, neu-bunte Smoothies, Vegetarismus und Veganismus sowie Schönheitsideale präsentiert von „Dämlichkeiten“ à la Klum. Ihr

fehlt: das Harte, das Raue. Das zu beenden bedarf einer Revolution und einem Umdenken. Zweifellos verkündet die Künstlerin einen neuen Denkansatz. Dabei wird es dann vor allem verrucht und obszön. Lisa Eckhart wirft nämlich mit Religion und biblischen Zitaten um sich und sehnt sich nach dem strafenden Gott. Der Gott, der sieben Plagen schickt und zum Mord anstiftet; vor dem man Angst hat und an dessen Gebote man sich unbedingt halten muss,

da man den Zorn fürchtet. Mit der (verweichtlichten) Figur des Vaters kann sie nichts anfangen. Das Programm wandelt sich schließlich in eine Neuauflage der sieben Todsünden. Trägheit, Neid und unbändige Lust sollen nach diesem Abend wieder salonfähig gemacht werden. Doch wer spricht das noch deutlich aus und macht keine heiteren Umschweife über Wellnesshotels oder kontaktfreudige Facebook*innen? Wie, so Eckhart, widersetzt man sich einem Spaß ohne an Spaß zu verlieren? Die Antworten hat (nur) sie parat.

Wer Lisa Eckhart kennt, der freut sich auf ihre Art, diese geistigen Ergüsse darzubieten. Erstgänger*innen werden gegebenenfalls mit einer Mischung aus Arroganz und Dekadenz konfrontiert. Die Bühnenpräsenz zeugt von erschreckender Gelassenheit und Autorität. Sie braucht kein Bühnenbild oder irgendeine Requisite. Die Künstlerin ist sich selbst genug. Hinzu kommen ein Mikrofon und eine Gestik, die auf ein Minimum reduziert wird und fast schon ausgetanzt wirkt. Diesem Gesamtkunstwerk und dieser Perfektion in Persona, wie Eckhart nicht müde wird zu betonen, widerspricht man nicht.

Dabei lässt sich über so manche Pauschalisierung und These streiten. Man zuckt zusammen, wenn sie über Prostitution redet, ihre Thesen zur Gleichberechtigung der Frauen anführt oder die Beweggründe des Veganismus anprangert. Beispielsweise werde die Forderung nach Gleichberechtigung ad absurdum geführt, wenn die Frau von vornherein nur auf Gleichheit, das heißt auf „unter Wert“ setzt; wie bei jedem Handel müsste man sich über dem Wert (=der Mann) anbieten. Demnach fehle es den Frauen von heute nur an Verhandlungsgeschick. Über all das und noch viel mehr ließe sich diskutieren. Aber das möchte Eckhart nicht. Das passiert auch nicht, da ihr Programm wie die Heilige Schrift dargeboten wird.

Lisa Eckhart polarisiert und fällt auf. Dafür muss die Steirerin noch nicht mal ihre germanistischen Fähigkeiten unterstreichen. Mit extravaganten Outfits zeigt sie sich in der Öffentlichkeit. Gleich mehrere hat sie für das aktuelle Programm im Koffer. Sie präsentiert sich dadurch nicht nur makellos und ideell, sondern grenzt sich dadurch klar von ihrem



Auditorium ab. Das Publikum ist für sie nur Mittel zum Zweck. Wie sonst sollte sie sich die Versace-Hemden (und die Drogen) leisten können?

Dass es gerade die Klänge Wagners sind, die jede neue Todsünde einläuten, sollte nun nicht mehr verwundern. Damit wird der Abend tatsächlich Kunst auf hohem Niveau, vom Anfang bis zum Schluss. Und man bereut sehr, dass es nur sieben Todsünden sind. Vielleicht auch acht, denn Lisa Eckhart schert sich nicht, sich selbst als „Sünde“ zu präsentieren. Zumindest als so manch männliche Phantasie. Man muss sich klar sein, dass man als Publikum bei ihr außen vor ist. Hier spricht nicht jemand aus der Mitte heraus und gibt sich den Zuhörenden nah und vertraut. Hier spricht jemand von oben. Von sehr weit oben. Und dieser Person widerspricht man nicht. Man wird nicht nachdenklich. Man akzeptiert. Und geht. Wie die Künstlerin. Sie war da und sprach ihr Wort. Gott? Der ist schon lange tot. Lang lebe die Göttin!

Text: Norbert Pany

Fotos: Franziska Schrödinger

MEHR ENERGIE?



Jede*r hat es. Ein ganz persönliches „Guilty Pleasure“. So nennt man ein Laster, das einem sehr wohl bewusst ist, auf das man aber beim besten Willen nicht verzichten mag. Es ist wie bei dem einen Deichkind-Song, den man beim Hören immer unbewusst mitsingen will – Guilty Pleasures sind am Ende vor allem eines: leider geil. Das gilt leider auch für Energydrinks.

Für Kurt (Name von der Redaktion geändert) sind Energydrinks eines seiner Laster. Warum konsumiert er die Getränke? „Der Hauptgrund ist, dass mir die Drinks schmecken.“ Bei heißeren Temperaturen greife Kurt zudem vermehrt zu Energydrinks, da sie in diesem Fall als Ersatz für Kaffee gut wären.

IM ALLTAG VERANKERT

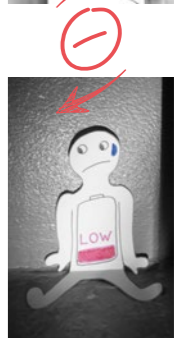
Der Markt für Energydrinks ist groß, denn Fans wie Kurt gibt es viele. Im Gang durch den Supermarkt begegnet man unzähligen Marken und Geschmacksrichtungen. Da gibt es den Hersteller, welcher den Konsument*innen die Möglichkeit des Fliegens verspricht, die budgetfreundliche Variante oder die Bestie in Energydrinkgestalt. Ein Faktor, der für den Konsum der mutmaßlich energiesteigernden Getränke spricht, ist der auf eine Dose gerechnete Preis. Dieser liegt im günstigen Segment unter einem Euro und ist somit für jede*n leistbar. Zudem haben sich die Energiegetränke heute im Alltag vieler Studierender als begleitende Helfer*innen erwiesen. Falls etwa der unwahrscheinliche Fall eintritt, dass man vor einer Prüfung den Stoff (wieder einmal) unterschätzt hat, greifen nicht Wenige zum Wachmacher in Dosenform zurück, um noch so lange wie möglich büffeln zu können. Auch am Tag der Prüfung nutzen dann einige einen Energydrink, um die volle Leistung erbringen zu können. Und auch in gewöhnlichen Kursen sieht man im Hörsaal die ein oder andere Dose als Unterstützung gegen das Schlafhormon Melatonin stehen. Auch Kurt hat im ein oder anderen Kurs einen Energy-

drink gegen die Schläfrigkeit dabei. Doch nicht nur an der Uni spielen die Drinks eine Rolle. Beim Fortgehen und Feiern sind die energiebringenden Getränke schon lange ein fixer Bestandteil von gut sortierten Bar-Karten. Gemischt mit Vodka oder in Form eines Flying Hirsch haben sich mit Energydrinks gemixte alkoholische Getränke bereits etabliert. Nicht zuletzt kann man bei einigen Autofahrer*innen eine der Dosen im Handschuhfach finden. Denn auf langen Fahrten werden die Augen irgendwann müde. Der Energydrink ist daher in zahlreichen fahrbaren Untersätzen als vermeintlicher Muntermacher mit von der Partie.

ENERGYDRINKS BERGEN EIN HOHES SUCHTPOTENTIAL

Doch wieviel helfen die Drinks in Wirklichkeit und ist ihr Ruf als Energiebringer überhaupt gerechtfertigt? Der PUNKT hat bei Sarah Stockner nachgefragt. Die 32-Jährige ist Ernährungsberaterin und Expertin für gesunde Ernährung. Sie findet den Konsum von Energydrinks äußerst bedenklich. Die Zahl übergewichtiger Jugendlicher sei in den letzten Jahren sehr stark gestiegen. Das hänge auch mit dem Konsum der Drinks zusammen. Stockner weiß auch, was ein Energydrink mit dem Körper macht. „Der Zuckergehalt in diesen Drinks ist extrem hoch. Dabei ist Einfachzucker enthalten, das heißt der Blutzuckerspiegel steigt schnell, Insulin wird freigesetzt und der Zucker wird schnell abgebaut.“ Das bedeute, dass der Blutzuckerabfall auch dementsprechend schnell komme und das kurze „Hoch“ wieder enden würde. Die Folge:

Der Energydrink: vermeintlicher Muntermacher und guter Freund bei ermüdenden Lehrveranstaltungen und langen Autofahrten.



Die Zahl übergewichtiger Jugendlicher sei in den letzten Jahren sehr stark gestiegen. Das hänge auch mit dem Konsum der Drinks zusammen.

Der Bedarf nach einem neuen Energy-Kick steigt wieder. „Somit steigt auch das Suchtpotential“, so die Ernährungsberaterin. Ein Effekt, den auch Kurt kennt. Er erzählt dem *PUNKT.*, dass sein starker Energydrink-Konsum viel mit Gewohnheit zu tun hat. „Ich trinke schon fast routiniert Energydrinks.“ Beispielsweise nehme er nach dem Tanken in 95 Prozent der Fälle noch einen Drink aus der Tankstelle mit. „Auch wenn ich eigentlich gerade keinen möchte“, so Kurt selbstreflektierend.

ZU WENIG AUFKLÄRUNG UND ZU VIELE NEGATIVE EFFEKTE

Die weitverbreitete Annahme, dass die zuckerfreien Varianten von Energydrinks gesünder sind, ist falsch. Stockner meint dazu: „Sie versprechen zwar kalorienarm bzw. kalorienfrei zu sein, jedoch sind sie mit sogenannten Süßstoffen gesüßt.“ Diese hätten zwar wirklich keine Kalorien, würden aber unseren Körper täuschen, weil er diese Stoffe nicht kennt. Die Folge ist, dass der Organismus auf die Süßstoffe wie auf Zucker reagiert und den Insulinspiegel anpasst, obwohl gar kein Zucker zugeführt wurde. Umso mehr steige in relativ kurzer Zeit der Bedarf nach einem neuen Drink. „Es wäre besser die Drinks mit normalen Einfachzucker zu konsumieren, dafür aber die Quantität zu verringern“, mahnt Stockner. Aus welchen Gründen viele Menschen Energydrinks überhaupt konsumieren, bringt sie auf den Punkt. „Energydrinks geben schnell einen sichtbaren Effekt und sind praktisch zum Mitnehmen.“ Außerdem würden sie (aufgrund der vielen Geschmacksverstärker) gut schmecken, für jeden Geschmack sei etwas dabei. Die gebürtige Südtirolerin befürchtet, dass die möglichen Gefahren infolge eines zu hohen Konsums von Energydrinks oft unterschätzt werden. Der Konsum der Drinks wäre momentan sehr im Trend, jedoch wäre niemand wirklich darüber aufgeklärt, was er oder sie zu sich nimmt. „Man wird davon in den nächsten Jahren bestimmt die Folgen bemerken“, fügt Stockner hinzu. Dazu zählen etwa die langfristig noch unbekannteren Auswirkungen von den in Energydrinks enthaltenen Süßungsmitteln. Süßstoffe wie Acesulfam oder Aspartam haben laut Stockner nämlich vermutlich schädigende Wirkungen auf den menschlichen Körper. „Ich sehe eine Gefahr, wenn nicht bald mehr Aufklärung betrieben wird“, warnt sie.

Aufgrund der schnelllebigen Gesellschaft ist sich die Ernährungsexpertin sicher, dass der Konsum auch weiterhin relevant bleiben wird. „Wir müssen in kürzerer Zeit mehr leisten und stellen den Genuss oft hinten an.“

ES GIBT VIELE ALTERNATIVEN

Energydrinks sind also vor allem eines – ungesund für den Körper. Doch gibt es auch gesunde Alternativen zu Energydrinks? Die gäbe es natürlich, so Stockner gegenüber dem *PUNKT.* Auf der einen Seite wäre es der gesunde Smoothie, welcher zum Großteil eher aus Gemüse statt aus Obst bestehen sollte. Smoothies mit Brokkoli, Grünkohl oder Leinsamen würden den Körper noch zusätzlich entgiften, verrät die Ernährungsberaterin. Auch in ihrer reinen Form zeigen Obst und Gemüse übrigens ihre energiesteigernde Wirkung. „Ansonsten gibt es noch Kräutertees mit aktivierenden Substanzen (z. B. Grüntee) und Ingwer-Zitronen-Wasser.“ Auch Kaffee wäre eine geeignete Alternative. Dieser sollte jedoch im Idealfall ungesüßt sein. Nicht zuletzt kann auch Mate-Tee als Energydrink-Ersatz verwendet werden. Die Alternativen zu Energydrinks sind also zahlreich. Und was noch wichtiger ist: Sie bringen trotz Energiesteigerung keine negativen Folgen für den Körper mit.

Die negativen Eigenschaften von Energydrinks werden noch immer von vielen nicht wahrgenommen oder einfach ignoriert. Auch die großen Hersteller informieren ihre Konsument*innen nicht ausreichend über mögliche Risiken. Auf deren Websites und Produkten finden sich keinerlei Warnhinweise bezüglich möglicher Auswirkungen auf den Körper oder das Suchtpotential. Vom *PUNKT.* auf die fehlenden Hinweise angesprochen, gab es von zwei namhaften Herstellern keine Rückmeldung. *Red Bull* verwies immerhin auf die Website von *EDE*, dem Wirtschaftsverband für Energy Drinks auf europäischer und internationaler Ebene, wollte unsere Fragen aber auch nicht beantworten. Den Konsument*innen bleibt die Auseinandersetzung mit dem Thema also weiterhin selbst überlassen. Am Ende ist es wie bei so vielen anderen *Guilty Pleasures*. Hin und wieder sollte man den eigenen Konsum bewusst hinterfragen.

Text und Fotos: Jonas Danko

GIER. MACHT. EHRE.

GEBT STROHEIM SEINE ZWEITE CHANCE!

In dieser Ausgabe geht es um Kontroversen. Wie ihr alle, liebe Kolleg*innen, wissen werdet, sind in der Gesellschaft diskutierte Kontroversen – ganz gleich, wie heftig sie auch sein mögen – oftmals von sehr kurzer Dauer. Was heute unvorstellbar scheint, ist schon morgen meist nicht mehr der Rede wert. Besonders im Kino gerät vieles, was am einen Tag noch umstritten ist und leidenschaftlich diskutiert wird, schnell wieder in Vergessenheit. Oder spricht irgendwer heute über *Das Leben des Brian* und denkt dabei ernsthaft noch an Blasphemie oder an Hochverrat? Eben. Religionskritik ist heutzutage längst nicht mehr so skandalträchtig wie 1979.

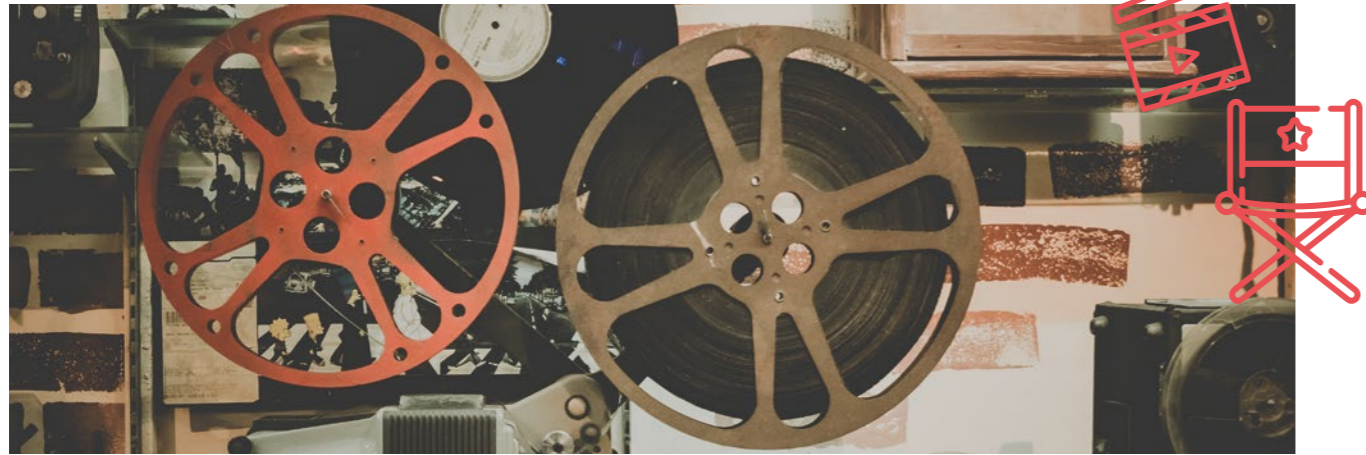
Anders sieht es da schon mit Thematiken wie emotionaler Erpressung, dem Ausnutzen von Machtpositionen oder enormer Geldgier aus. Weil solche Themen immer wieder an die Öffentlichkeit geraten, sind Filme darüber – zumindest im etablierten Blockbuster-System *Hollywoods* – immer noch nicht wirklich gerne gesehen. Ein Regisseur, der bereits vor gut 100 Jahren innerhalb dieses Systems zum Star aufgestiegen war und mit genau solchen Themen zum umstrittensten Filmemacher der „Goldenen 20er“ werden sollte, war der gebürtige Österreicher Erich von Stroheim. Noch nie gehört? Kein Wunder – denn mittlerweile ist er nur mehr eingefleischten Historiker*innen und obsessiven Filmfans ein Begriff. Ein Plädoyer für die Wiederentdeckung eines absoluten Ausnahmekünstlers.

1885 in Wien als Sohn eines Hutmakers geboren, verlässt Erich Oswald Stroheim 1909 Österreich und setzt nach New York über. Bald verschlägt es ihn an die Westküste, wo sich ab 1914 das Gros der amerikanischen Filmproduzent*innen niederlässt. Als Regieassistent für D.W. Griffith (*The Birth of a Nation*) lernt von Stroheim das Handwerk eines Filmemachers. Gleichzeitig ist er auch vor der Kamera als Schauspieler tätig – meist verkörpert er dabei bössartige deutsche Generäle in Propagandafilmen. 1919 debütiert er schließlich als Regisseur mit dem Drama *Blind Husbands*. Ab diesem Zeitpunkt nennt

er sich auch Erich von Stroheim, um den Mythos einer eigenen adeligen Abstammung zu schaffen. In den 1920ern wird er mit Filmen wie *Foolish Wives*, *Greed*, *The Merry Widow* und *The Wedding March* zum Superstar des Kinos, gleichzeitig auch einer dessen umstrittensten Regisseure. Ab den 1930ern beginnt sein Stern zu sinken, er emigriert nach Frankreich, wo er sich als Charakterdarsteller einen Namen machen kann. Seine letzte große Rolle ist die des Butlers Max in *Billy Wilders Sunset Boulevard* (1950), einem bittersüßen Abgesang auf die Stummfilmära. Wenige Jahre später stirbt der Filmemacher, der nebenbei auch als Schriftsteller tätig war, in einem Vorort von Paris.

EIN JAHRZEHT ZWISCHEN KUNST UND KITSCH

Eine ziemlich typische Biographie für einen Regisseur der damaligen Zeit, oder? Wer also war Erich von Stroheim und was macht seine Filme nach wie vor relevant? Schauen wir uns an, in welchem filmgeschichtlichen Kontext sein Hauptwerk fällt: Die 20er-Jahre sind mit Sicherheit eines der bedeutendsten Jahrzehnte des Kinos. Im Deutschland der Weimarer Republik, im Frankreich der „Dritten Republik“ sowie in der Ersten Republik Österreichs entstehen bedeutende Werke, welche das Medium künstlerisch voll ausnutzen und wegweisend für alles Kommende sind – Fritz Langs *Metropolis* etwa (der erste abendfüllende Science-Fiction-Film), *Napoléon* von Abel Gance oder *Der letzte Mann* von Friedrich Wilhelm Murnau sind nur drei Beispiele aus einer Reihe enorm einflussreicher Filme. In den 20ern wird das Medium Film endgültig vom Anstrich einer billigen Jahrmarktattraktion befreit und gerät zum Unterhaltungsmedium Nummer Eins. Gleichzeitig werden politische und soziale Problemstellungen über das neue Medium ebenso an eine breite Masse herangetragen, was besonders in Deutschland zu heftigen Diskursen führt (dazu komme ich noch). In den USA wird Film ebenso bedeutsam, wenn auch schon damals in erster Linie als Unterhaltungsmedium. Re-



gisseure wie King Vidor oder Cecil B. DeMille setzen auf Romanzen mit leicht dramatischem Einschlag, auf bewährte Historienstoffe (*Ben Hur* wird 1925 zum erfolgreichsten Film der Stummfilmära) oder leichte Komödien.

Erich von Stroheim ist zu diesem Zeitpunkt zwar Bestandteil des *Hollywood-Studiosystems*, doch er ist mit Sicherheit einer seiner subversivsten Vertreter*innen. Exemplarisch seien hier kurz drei seiner Filme näher beleuchtet, um ihren damaligen kontroversen Gehalt (der teils bis heute andauert und die Filme daher noch immer interessant macht) verständlich zu machen.

Foolish Wives (1922): Hier spielt von Stroheim auch die Hauptrolle eines russischen Adligen, der in Monte Carlo ein dekadentes Luxusleben führt. Weil besagter Adliger jedoch ziemlich knapp bei Kasse ist, fälscht er Geld und erschleicht sich das Vertrauen der Ehefrauen reicher Männer, die er dazu bringt, ihm fünf- bis sechsstellige Summen zu überlassen. Dass er dabei vor nichts zurückschreckt, um auch weiterhin jeden Morgen Kaviar essen und Champagner trinken zu können, wirkt zwar leicht satirisch überzogen, doch im Kern behandelt der Film die nach wie vor weit verbreitete Sucht nach Statussymbolen – das Verlangen etwa, ein größeres Haus oder schnelleres Auto als das Gegenüber zu besitzen, treibt bis heute viele Menschen an. Sich im Vergleich mit anderen behaupten zu können, das ist ein Wunsch, für den viele – finanziell wie emotional – bis ans Äußerste gehen. Wer *Foolish Wives* mit Aufmerksamkeit ansieht, wird die ein oder andere eigene Bekanntschaft wiedererkennen. 1922 wurde der Film als eine „Beleidigung amerikanischer Werte“ verrissen, und man konzentrierte sich in Rezensionen primär auf die immensen Produktionskosten.

Immerhin war dies der erste Film, welcher über eine Million Dollar kostete (auch dank des originalgetreuen Nachbaus von Monte Carlo).

Greed (1924): Basierend auf dem Roman *Gier nach Gold* von Frank Norris entwirft von Stroheim in seiner dritten Regiearbeit eines der vermutlich düstersten, hoffnungslosesten Weltbilder der Filmgeschichte. Ein Zahnarzt verliebt sich in die Verlobte eines Freundes und es gelingt ihm schließlich, sie ihm auszuspannen. Seine Angebotete gewinnt in der Lotterie 5000 US-Dollar (das entspricht etwa 100.000 US-Dollar heute), doch anstatt von dem Geld die eigene, von Armut gezeichnete Lebenssituation aufzubessern, rührt sie ihren Gewinn nicht an und zwingt sich selbst sowie ihren Mann (der zwischenzeitlich seine Zulassung verliert) dazu, immer niedrigere Arbeiten zu verrichten, in heruntergekommene Absteigen zu ziehen und letztlich ihr gesamtes Hab und Gut zu verkaufen, um nur ja nichts von den 5000 Dollar anrühren zu müssen. Ein tragischer Ausgang scheint da unvermeidlich. Und 95 Jahre später – was hat sich geändert? Genug Menschen klammern sich an die Menge auf ihrem Bankkonto – unwillig, weder sich selbst etwas zu gönnen noch anderen zu helfen. Nicht umsonst verbinden wir mit Gier zumeist das Bild von *Dagobert Duck*, der selbst fast ausschließlich vertrocknetes Brot kaut, in seinem Geld badet und niemanden daran teilhaben lässt, während er alleine und abgeschottet in seinem Geldspeicher lebt. Die Bilder, die von Stroheim in diesem Film entwirft, etwa das von der schon sexuellen Zuneigung der Gewinnerin zu ihrem Geld (sie beißt zärtlich in eine Goldmünze und leckt sie ab, um nur ein Beispiel zu nennen), waren 1924 heftig und sind es nach wie vor: So geriet der Film in den USA zum Skandal und auch in der Weimarer Republik

zettelten *NSDAP*-Schlägertrupps bei der Premiere des Films eine Massenprügelei mit dem Publikum an, sodass Greed nach 3 Tagen aus den deutschen Kinos verschwand. Und auch bis heute wird über den Film eher verhalten gesprochen, Ausstrahlungen im Fernsehen sind sowieso absolute Ausnahmen. Denn: Bis heute sind Filme über ein solches Thema wie die Besessenheit von Geld ein heißes Eisen, wie es scheint. Die ursprüngliche Fassung von etwa 8 ½ Stunden gilt Kenner*innen obendrein als unwiderruflich verschollener „Heiliger Gral der Filmgeschichte“, während bereits die reguläre Kinofassung mit knapp über zwei Stunden Laufzeit seit den 90ern in keiner Form mehr veröffentlicht wurde (dafür steht die VHS-Kassette im Unipark, so als Tipp). Es ist höchste Zeit, dieses eindringliche Portrait von den Folgen bedingungsloser Geldgier wiederzuentdecken und breiter zu rezipieren, denn ich habe nie so einen eindringlichen, düsteren, bedeutungsschweren Film wie diesen gesehen.

The Great Gabbo (1929): Im Gegensatz zu den ersten zwei genannten Filmen dürfte dieser hier wohl kein ganz so tabuisiertes Thema beinhalten. Verrückte Bauchredner*innen sind seit Jahrzehnten aus dem Horror-Genre nicht mehr wegzudenken. Und außerdem war von Stroheim hier vor allem als Hauptdarsteller vertreten, die Regie übernahm zum großen Teil James Cruze. Doch was *The Great Gabbo*, den ersten Tonfilm Erich von Stroheims, von Vertretern wie *Dead Silence* unterscheidet, ist die Art der Auseinandersetzung mit seinem Sujet. Während Horrorfilme über Bauchredner*innen gerne zu vollkommen überdrehten, fast schon parodistischen Zirkusshows werden, steht hier die ernsthafte psychologische Beleuchtung eines verschlossenen, emotional gebrochenen Bauchredners im Vordergrund. Seine Puppe ist für ihn der einzige Weg, Gefühle zuzulassen. Und als er sich in seine Assistentin verliebt, ist das Drama vorprogrammiert. Von Stroheim selbst verkörpert in diesem Film eine gespaltene Persönlichkeit, einen Choleriker, der eigentlich unsterblich verliebt ist und das nicht aussprechen kann. So banal der Film für von Stroheim scheint – keine Skandale, keine überbeuerte Produktion, obendrein noch ein zweiter Regisseur, der am Film arbeitete – so interessant ist er in seinem Versuch, einen Berufsstand, der oft genug für billige Schockeffekte oder lahme Pointen herhalten muss, ernsthaft darzustellen und den frühen Tonfilm gleichzeitig für eine ganz eigene Art der

psychologischen Ergründung seiner Hauptperson zu nutzen. *The Great Gabbo* ist zwar nicht so uneingeschränkt empfehlenswert wie die ersten beiden Filme, doch wer bereits etwas fortgeschrittener in ihrem/seinem Interesse an Filmgeschichte ist, sollte auch in diesen Film hineinschnuppern.

WAS BLEIBT?

Wie ihr aus den drei beschriebenen Filmen schon herauslesen könnt, sind die Themen von Erich von Stroheims Filmen oft beklemmend, sehr realitätsbezogen und ziemlich düster. Damit hat er natürlich – trotz seiner Vergessenheit heutzutage – gewissen Einfluss auf nachfolgende Filmschaffende geübt: Die Regisseur*innen der „Neuen Filmbewegungen“ der 60er-Jahre (also besonders der *nouvelle vague* in Frankreich, des *New Hollywood Cinema* in den USA sowie des *Neuen Deutschen Films* in der BRD) wurden unverkennbar von den Werken Erich von Stroheims beeinflusst. Ohne den tragischen Antihelden aus *Greed* wäre ein Film wie *Midnight Cowboy* (John Schlesinger) oder Martin Scorseses *Taxi Driver* undenkbar. Filmschaffende wie Michelangelo Antonioni, Orson Welles oder Akira Kurosawa zählten von Stroheim zu ihren Einflüssen. Kein Wunder, so war von Stroheim einer der ersten Autorenfilmer*innen (Regisseur*innen, die sowohl Drehbuch als auch Regie und Postproduktion in der Hand haben) und war so für die genannten Bewegungen sehr bedeutsam. Gleichermaßen ist die Behandlung gesellschaftlich umstrittener Themen eines der Standbeine modernen *Independent-Kinos*. So kann Erich von Stroheim wohl als Vorreiter mutigen Filmschaffens fernab von Studiokonventionen und Publikumserwartungen gelten und ist aufgrund der technischen Raffinesse seines Schaffens bis heute ungemein interessant zu analysieren. Auch die Auseinandersetzung mit grundlegenden Konflikten der Menschheit in von Stroheims Filmen macht sie bis heute sehr sehenswert und regt zu einer erneuten Rezeption an – perfektes KoWi-Kino. Anspruchsvoll, unterhaltsam und garantiert noch nicht totgetreten wie viele ‚Klassiker‘. Aufgrund seines großen Einflusses und des anhaltenden Diskurspotenzials seines Werkes ist es in meinen Augen höchste Zeit, Erich von Stroheim wiederzuentdecken.

Text: Maximilian Maria Kaufmann

Foto: Pixabay / Free-Photos

LASTER

KLASSIK



Verbote regieren die Welt. So scheint es. Zumindest können sie leicht ausgesprochen und verhängt werden. Rauchverbote, Werbeverbote, Dieselfahrverbote und indirekte Verbote und Richtlinien; sei es nun ein Tempolimit, welches Essen zu meiden ist, auf welche Energiequellen zu bauen sind, wie eine Beleuchtung auszusehen hat, welche Leistung Staubsauger aufweisen müssen oder welche Größe von Astlöchern an Bäumen keinen Eingriff erfordert. Es grenzt an eine Verbotsgesellschaft und Bevormundung seitens der Politik.

Daneben begegnet man Klimaschützer*innen und Moralapostel*innen an jeder zweiten Ecke. Ist das nicht toll? Früher, ältere Semester mögen sich erinnern, musste man tatsächlich noch selbst überlegen, was gut oder schlecht ist. Das 21. Jahrhundert ist da anders. Jetzt wird es uns gesagt. Oder harmloser: angeraten. Im Zuge dessen wird dann ein Verbot oder eine neue Richtlinie verhängt. Dann steht es schwarz auf weiß. Unweigerlich drängt sich dabei ein Bild auf. Eltern sagen bekanntlich viel, wenn der Tag lang ist. „Zieh deine Jacke an, es ist kalt.“ „Spring ja nicht in die

Pfütze!“ „Fass das Bügeleisen nicht an!“ Und: „Iss bitte deinen Spinat auf.“ Am Ende ist man krank und die Brandblase tut weh. Ja, einzig auf den Spinat folgt nie etwas. Das sind leere Worte. Diese Art von „tu dies nicht – tu das nicht“ hat bei Kindern einen Grund: Erziehung. Ein Lebensabschnitt, der nicht mehr zu enden scheint. Denn woran so manch menschliche Erziehungsberichtigte verzweifeln, versuchen nun die Eltern 2.0 in Gestalt von Regierungen und Parlamenten. Wir sollen zu vernünftigen, bewussten und gesunden Menschen werden. Eben das sind wir noch nicht.

Noch sind wir nicht erwachsen, denn sonst müsste man uns nicht behüten und pflegen. Doch scheint dafür kein anderer Weg offen zu stehen als über die erwähnten Verbote. Wie aber die altbekannten „Zeigefinger-Sätze“ deutlich machen, besteht keine Erfolgsgarantie. Warum? Weil das Verbot erst das Interesse weckt. Nur ist jetzt das Problem, dass ein Interesse der Masse geweckt wird. Die neuen Eltern verbieten eben ein und dieselbe Sache sehr vielen, tausenden „Kindern“ auf einmal. Dabei wird verboten, was mitunter nicht nur ein Bestandteil des Lebens oder der

Sozialisierung war (man denke nur an das kollektive Rauchen im Lokal), sondern auch für Spaß sorgte. Dieser bleibt jetzt auf der Strecke und das Laster wird mies gemacht und geredet. Anstatt einer Rippe Schokolade sollen wir gar nichts mehr bekommen. Gesund lasterhaft zu leben? Ein Balanceakt. Denn es schwankt zwischen gesellschaftlich unerwünscht und rechtlichem Vergehen.

Vor ein paar Jahrzehnten machte man sich noch nicht so viele Gedanken. Der „Schulmädchenreport“ lebte die Nacktheit in den 70ern aus. Das war das Sprungbrett für viele deutsche Stars und schier ein Porno, der im *free-tv* laufen konnte. Im *Tatort* und bei *Derrick* wurden Kettenraucher*innen durch Mord und Totschlag gestört und verzogene Rauchschwaden ließen hin und wieder die Schauspieler*innen erahnen. Selbst *James Bond* stand offen zu seinem Alkoholismus und hatte ca. drei bis vier Frauen pro Einsatz. Das waren keine simplen Begegnungen auf der Straße; er hat de facto mit ihnen geschlafen und sie haben mit ihm geschlafen. Aus heutiger Sicht mag es verwundern, dass die Menschen diese Zeiten überstanden haben und noch nicht ausgestorben sind. Heute? Da wir aus der Bevormundung nicht herauskommen, ist das Meiste undenkbar. Rauchen gibt es nicht mehr; oder soll mit verstörenden Bildern vermieden werden. Explizite und ausgelebte Nacktheit wurde aus dem deutschen TV verbannt. Und *James Bond* hat nur mehr eine Frau über einen Film, mit der er nicht schläft; und sein Martini wird belanglos erwähnt, nicht gezeigt. Früher gab es kernige Männer und Frauen. Heute regiert die Prüderie. Die Diskussionen über den Skandalfilm *Intimacy* im deutschen TV, der „sichtbaren Geschlechtsverkehr“ zeigt, markieren das Elend. Die reale Welt überfordere uns. Natürlich sind wir mit Sex nicht vertraut. Man muss uns schützen. Nur, kann man so überleben?

Sicher ist nicht alles schlecht, was im Heute passiert. In Deutschland hat sich die Luft in Lokalen und an öffentlichen Plätzen dank des Rauchverbotes verbessert. Auch das breite Wecken eines Umweltbewusstseins darf nicht außer Acht gelassen werden und es ist löblich, dass sich die Politik um Leben eines jeden Einzelnen sorgt. Jede*r scheint wichtig zu werden und es wird signalisiert, dass niemand den unnahbaren Parlamenten egal oder gleichgültig ist. Nur führt dies auch zu radikalen Umbrüchen. Paradigmen wechseln und alte Menschenbilder wanken. Raucher*innen und Trinker*innen, manche Perso-

nen erfüllten sogar beides, standen früher zu Hauf an Spitzenpositionen; oder hatten große Rollen im Fernsehen. Wurden sie für etwas kritisiert, dann für ihre Arbeit und nicht für ihren Lebensstil. Eine Kombination, die damals gang und gäbe war, die heute sauer aufstoßen und zumindest bemängelt werden würde. Wichtig und imposant erkennt man nun daran, wie viel „Bio“ gekauft und konsumiert wird und wie hoch die CO₂-Effizienz ist. Alles andere fällt unter gesellschaftlich unerwünscht und wird mitunter als Auflehnung gegen das System, machohaft oder – und das ist heutzutage eine Beleidigung – als „ungesund“ abgetan. Nebenbei: Selbst *James Bond* soll für seinen nächsten Einsatz ein Elektroauto bekommen.

Von anonymen Quellen stammt der Spruch: „Jede*r möge nach ihrer*seiner Façon leben und glücklich werden; nur soll sie*er mich dabei in Ruhe lassen.“ Leben bedeutet, neben allen Widrigkeiten, Freude und Spaß eines*einer jeden Einzelnen. Dabei geht es vor allem um das Individuelle und selbst zu entscheiden, was gut und was zu meiden wäre. Man mag es uns nicht mehr ansehen, aber diese Mündigkeit besitzen wir. Dann sei es eben ungesund. So what? Möge man darüber nachdenken, was anzuraten wäre. Aber man sollte nicht wagen, dies auf die Gesellschaft umwälzen zu wollen. Über Jahrzehnte wurde aus so manch einem „Ritus“ ein persönlicher Habitus; sei es nun das Rauchen, Trinken oder Essen betreffend. Und sicherlich haben sich dabei auch Fehler eingeschlichen. Aber es muss einen Weg geben, Gesundheit, Fürsorge und persönliche Vorlieben zu vereinigen. Verbote sollten dabei „ultima ratio“ sein. Denn sobald der persönliche Spaß, die Freude und die individuelle Lebensgestaltung(-haltung) von außen diktiert, beschnitten und verurteilt wird, bedarf es einer klaren Auflehnung. Her mit den Rauchschwaden und dem Ethanol. Es lebe das Laster!

Text: Norbert Pany

Foto: Unsplash / Wyron A

KONTRO VERS

MORALISCHES MARKETING

Das mit der Moral ist so eine Sache: Eine wirkliche Definition davon, was moralisch korrekt ist und was nicht, gibt es nicht. Jeder Mensch bestimmt selber, was sie oder er als moralisch richtig empfindet. Aber was ist Moral an sich? Und was hat Moral mit Marketing zu tun?

Sucht man im Internet und in Büchern nach einer Definition von Moral, findet man sehr viel. Beispielsweise hat *Profil.at*-Redakteur Alwin Schönberger den Begriff wie folgt definiert: „Moral ist ein Bündel von Verhaltensweisen, Wertvorstellungen, Prinzipien und Handlungsmustern in Situationen des Alltags, die den Erwartungen, Sitten und Gebräuchen eines Kulturkreises in einer bestimmten Epoche entsprechen.“ Moral ist also etwas, was uns im alltäglichen Leben sehr oft begegnet. Insbesondere, wenn man diese Definition von Moral mit Werbung zusammenbringt, soll man sich die Frage stellen, wie man damit umgehen kann, für gesundheitsschädliche Produkte wie Alkohol oder Zigaretten Marketing zu betreiben. Wenn man das Ganze abstrakt betrachtet, dann stellen sich folgende Fragen: Eine richtet sich danach, was Werbung darf, wo die moralischen Grenzen bei Werbung liegen. Die andere untersucht den Aspekt, inwiefern Moral es zulässt, für Unternehmen im Alkoholvertrieb, Pharmaindustrie oder große Tabakkonzerne als Marketing Mitarbeiter*in tätig zu sein. In diesem Artikel geht es vor allem um den zweiten Aspekt. Werbung dient dazu, gewisse

Produkte zu verkaufen und verschiedene Personen zum Konsum dieser Produkte zu bewegen. Werbemaßnahmen sollen aber auch informieren, motivieren und unterhalten. Somit haben Marketing und Werbekampagnen nicht nur das Ziel Verkaufszahlen zu steigern, sondern auch eine soziale Funktion. Auch Produkte, wie etwa Alkohol oder Zigaretten, die gleichzeitig ein Gesundheitsrisiko bei der Konsumation darstellen, werden beworben.

MORALISCHE ZWICKMÜHLEN

Auch für Pharmaunternehmen Marketing zu betreiben, könnte eine moralische Zwickmühle sein: Pharmaprodukte, wie gewisse Medikamente, führen in den falschen Händen möglicherweise zu starken Gesundheitsbeeinträchtigungen. Für Großunternehmen zu arbeiten, welche viele der Produkte in Entwicklungsländern unter unmenschlichen Bedingungen herstellen lassen, kann ebenfalls moralisch schwierig sein. Im Endeffekt findet sich also in der Marketingabteilung beinahe jeden Unternehmens die Frage nach Moral: Kann ich die Bewerbung eines solchen Produktes mit meiner eigenen Lebensweise und den persönlichen Wertvorstellungen

kombinieren? Ist es möglich, ein Produkt, welches in verschiedener Hinsicht schädlich ist, zu bewerben? Im Grunde genommen, sind das sehr tiefgehende Fragen, welcher jede*r Mitarbeiter*in für sich selbst beantworten muss. Mein persönlicher Gedanke bei der Thematik ist der, dass ich durch meine Mitarbeit in einem Unternehmen eventuell eine Chance sehe, etwas in der Werbung ändern zu können. Als Beispiel möchte ich die *#unsmoke* Kampagne von *Philip Morris* anführen: Hier versucht ein Tabakkonzern Menschen zu animieren, das Rauchen aufzugeben beziehungsweise erst gar nicht anzufangen und bietet den Rauchenden eine gesündere Alternative. Das mag den Konsument*innen auf den ersten Blick seltsam erscheinen, ist aber eventuell ein Vorstoß, um moralische Zwickmühlen im Marketingbereich etwas entgegenzusetzen. Ein ähnliches Beispiel bietet die Unterstützung des *Bundesverbands der Deutschen Spirituosen-Industrie* der „Don't Drink and Drive“-Kampagne. Hier wird besonders ein verantwortungsvoller Umgang mit Alkohol kommuniziert, es stellt einen wichtigen Schritt in der Kombination von Marketing und



Moral dar. Solche Aktionen kommunizieren, dass die beworbenen Produkte zwar in gewisser Hinsicht Genussmittel darstellen, aber eben auch eine gesundheitsschädigende Seite haben.

VORAB ÜBERLEGUNGEN ANSTELLEN

Aber zurück zu den Alkoholvertriebsunternehmen und der Tabakindustrie. Besonders bei solchen Konzernen sollte man sich vor der Bewerbung und spätestens vor einer Anstellung Gedanken über diese Thematik machen. Kann man für ein Produkt Werbung machen, obwohl man weiß, dass dieses schädlich ist? Zu bedenken gilt es auch: Kann ich für etwas Werbung entwickeln, das ich selbst nicht konsumiere? Als Nichtraucher*in also für einen großen Tabakkonzern zu arbeiten? Um diese Entscheidung treffen zu können, sollte man sich auch ansehen, welche Wer-

bekampagnen das Unternehmen startet: Wird hier die Schädlichkeit des Beworbenen erwähnt oder heruntergespielt? Haben Gesundheitshinweise einen Platz in der Kampagne oder nicht? Seit den verpflichtenden Aufdrucken von Gesundheitsfolgen auf Zigarettenpackungen und dem allgemeinen Werbeverbot für Tabakprodukte in verschiedenen europäischen Ländern haben die Unternehmen wenig bis keine Möglichkeiten mehr, gesundheitliche Risiken nicht zu erwähnen oder zu ignorieren. Marketing gestaltet sich so schwieriger, ist aber – besonders für die Mitarbeiter*innen, welche moralische Zweifel haben – in dieser Form möglicherweise besser zu akzeptieren. Verschiedene Kampagnen für gute Zwecke, wie beispielsweise Nichtraucher*innen-Kampagnen oder ähnliches, werden ebenfalls von verschiedenen Marketingabteilungen unterschiedlicher Un-

#UNSMOKE

Herzstück der Kampagne ist es, das Leben eines jeden Menschen von Zigarettenqualm zu befreien. So heißt es „Auf Wiedersehen, Zigarette zum Morgenkaffee oder Feierabendgetränk.“

ternehmen gestartet. Genannte Bewegungen können erleichternd wirken und die Mitarbeiter*innen motivieren, für solch ein Unternehmen zu arbeiten.

EINE PERSÖNLICHE ENTSCHEIDUNG

Im Endeffekt ist das etwas, was jeder Mensch persönlich für sich selber entscheiden muss, ob er oder sie imstande ist, für solche Produkte zu werben und Marketingmaßnahmen zu entwickeln. Insgesamt gibt es aber auch Institutionen, wie beispielsweise den österreichischen Werberat, welche ein Auge darauf haben, ob gewisse allgemein gültige Werte innerhalb diverser werblicher Maßnahmen Anwendung finden. Auch der Gesetzgeber bestimmt mit den gesetzlichen Richtlinien und juristischen Vorgaben in dem Bereich, inwiefern für bestimmte, zweifelhafte Vertriebsmittel geworben werden darf oder nicht. Als Beispiel für diese Vorgaben kann man das Verbot einer an Minderjährige gerichtete Alkoholwerbung bezeichnen. Am Ende liegt die Entscheidung, ein gewisses Produkt zu kaufen oder nicht, sowieso in der Hand der Konsument*innen.

Text: Anne Marie Gomez Neumann
Foto: Philip Morris International

EIN ASS IM BETT

SEX OHNE LIEBE IST GANG UND GÄBE – WARUM DANN NICHT AUCH LIEBE OHNE SEX?

Ich habe mich mit fünf asexuellen Personen getroffen und mit ihnen über das Thema Asexualität gesprochen. Während diesem Gespräch wurde mir selbst einiges klar und vor allem wurden vielerlei Mythen, die ich vorab gehört hatte, aufgeklärt.

Jeder Mensch ist unterschiedlich. Und auch jede Coming Out Geschichte ist unterschiedlich, doch alle meiner Gesprächspartner*innen erzählten davon, dass ihnen oft Unverständnis entgegenschlägt, wenn sie sich outen. Ein paar Sätze, die sie immer wieder zu hören bekommen, haben sie mir genannt:

„Das ist doch nur eine Phase.“

„Du hast nur noch nicht mit jemandem Sex gehabt, der*die wusste, was er*sie tut.“

„Du kannst nicht asexuell sein, immerhin willst du doch mal Kinder haben.“

„Sex ist ein Grundbedürfnis des Menschen.“

„Das ist doch nicht normal, das liegt an dir. Du lernst schon noch, Sex gut zu finden.“

„Hast du etwa in deiner Kindheit ein Trauma erfahren?“

Ein junger Mann, Marcel (Name von der Redaktion geändert), erzählt, wie sehr ihn diese Kommentare und Aussagen immer verunsichert haben. Er habe an sich selbst gezweifelt und sogar nur deswegen mit anderen Menschen Sex gehabt. Heute bereut Marcel, dass er sich so von der Meinung anderer manipulieren hat lassen. Ihn und die anderen ärgert, dass so wenige Menschen wissen, dass Asexualität existiert, geschweige denn, was das überhaupt ist und in welchen Formen Asexualität auftritt. Ich selbst kannte den Begriff, aber auch nur deshalb, weil ich mich gerne mit Themen der LGBTQI* Community auseinandersetze. Wirklich viel mediale Repräsentation habe ich jedoch nicht mitgekriegt. Sheldon aus

der Serie *The Big Bang Theorie* wäre der erste, aber auch der einzige, der mir einfallen würde.

MYTHEN ZU ASEXUALITÄT

Ich wollte herausfinden, was Asexualität ist. Eine endgültige, klare Antwort habe ich nicht bekommen, dafür aber bin ich aus dem Gespräch mit vielen persönlichen Geschichten und einigen aufgelösten Mythen gegangen.

MYTHOS EINS: MIT ASEXUELLEN STIMMT ETWAS NICHT

Als ich für meinen Artikel begonnen habe zu recherchieren und unschuldig den Begriff „Asexualität“ in die Google-Suchleiste eingegeben habe, war das zweite was mir vorgeschlagen wurde „Asexualität-Heilung“. Im ICD 10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) wird der Verlust oder der Mangel an sexuellem Interesse als Krankheitsbild beschrieben. Auch im DSM IV (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) gibt es die Störung der verminderten sexuellen Appetenz. Hierbei ist aber das Kriterium ein deutliches Leiden, welches durch das Fehlen von sexuellem Interesse ausgelöst wird. Bei asexuellen Personen ist aber kein Leiden durch das Fehlen vorhanden. Emma (Name von der Redaktion geändert) erzählte mir von ihren Erfahrungen: „Als ich das erste Mal daran dachte, dass ich vielleicht asexuell sein könnte, googelte ich erstmal wie man das ändern kann, immerhin ist unsere Gesellschaft eine sexualisierte. Ich habe Ausreden dafür gesucht, warum ich so bin. Lange Zeit dachte ich sogar, dass ich keinen Sex habe, weil ich zu dick bin. Doch mittlerweile weiß ich, dass es keinen Auslöser gab und ich keine Gründe suchen muss, weil es nichts Schlechtes ist. So bin ich geboren, und mir fehlt nichts dadurch. Ich bin gut so wie ich bin. Erst letztens wurde mir wieder

einmal vorgeworfen, dass ich eine psychische Störung habe. Und ich wurde gefragt, ob mir meine Eltern keine gesunde Sexualität vorgelebt hätten oder ob bei mir körperlich etwas nicht in Ordnung sei.“ Emma zeigt mir mehrere Chatverläufe, einige von anonymen Nachrichten im Internet, andere auch in privaten WhatsApp-Chats mit Bekannten, in denen immer wieder gefragt wird, ob sie psychisch krank sei. In einigen davon wird auch gefragt, ob sie früher missbraucht worden sei und deswegen keinen Sex möge. Für mich ist das ein Schock, für sie ist das mittlerweile gang und gäbe. Die Menschen seien zu unaufgeklärt, um zu verstehen, dass es keine Störung, Krankheit oder Entscheidung ist, dass es nichts ist, was man ändern oder gar heilen kann. Bei Asexuellen ist nichts kaputt, sie haben kein Trauma und auch keine psychische Störung. Das einzige Leiden, das in dem Gespräch erwähnt wurde, ist, dass es schwierig ist, eine*n Partner*in zu finden, der*die die Asexualität akzeptiert. Auch das Unverständnis von Außenstehenden nagt oft am eigenen Selbstwertgefühl.

MYTHOS ZWEI: ASEXUALITÄT IST EINE PHASE

Asexualität ist ein Spektrum, in dem sich Personen sehen, die anders sind, als das dominante Verständnis von normaler Sexualität. Hierbei wird nicht ausgeschlossen, dass in einem späteren Zeitpunkt im Leben der Wunsch nach einem sexuellen Kontakt entsteht. Man kann sich auch in dem Spektrum sehen, wenn man schon einmal sexuelle Anziehung jemand anderem gegenüber empfunden hat. Auch Personen mit vermindertem sexuellem Interesse fallen in dieses Spektrum. Jemandem der sich als asexuell outet jedoch vorzuwerfen, dass es doch nur eine Phase ist, kann sehr verletzend sein. Alex, aus der Gruppe von asexuellen Personen, gibt zu, dass er sich auch heute noch angegriffen fühlt, wenn ihm jemand vorwirft, dass das alles doch nur eine Phase sei. „Ich bin die einzige Person, die über mich Aussagen treffen kann. Ich werfe doch auch niemandem vor, dass seine Heterosexualität eine Phase ist. Ich bin asexuell, und jeder hat das zu akzeptieren.“

MYTHOS DREI: ASEXUELLE PERSONEN WOLLEN KEINE BEZIEHUNG UND KÖNNEN SICH NICHT VERLIEBEN

Auch hier wieder die „klare“ Antwort. Jein. Liebe und Sex sind zwei unterschiedliche Dinge. Immer-

hin ist es kein Problem, ohne Liebe Sex zu haben, warum sollte es also nicht gehen, ohne Sex zu lieben. Die Entscheidung, eine Beziehung einzugehen, hängt wieder von der jeweiligen Person ab. Hier spielt mehr der Begriff der Aromantik (fehlende romantische Anziehung zu einer anderen Person) eine Rolle. Aromantisch ist ähnlich wie Asexualität ein breites Spektrum und tritt auch fernab der Asexualität auf. Jedoch werden die beiden Begriffe immer wieder zusammengewürfelt und falsch verstanden.

Viele asexuelle Personen wünschen sich eine Beziehung. Diese beschreiben sich dann nicht simple als asexuell, sondern zum Beispiel als „Heteroromantisch Asexuell“. Heteroromantische asexuelle Personen möchten eine Beziehung mit dem anderen Geschlecht, Sex jedoch mit keinem. Ist eine Person allerdings „Aromantisch-Asexuell“, möchte sie weder eine romantische Beziehung führen, noch Sex haben. Ersteres bezieht sich auf die emotionale Anziehung zu Menschen, zweiteres auf die sexuelle Anziehung. Viele asexuelle Personen haben auch in Beziehungen keinen Sex, manche jedoch sind bereit mit dem*der Partner*in Sex zu haben, wenn diese*r es möchte. In der englischsprachigen asexuellen Community haben sich hier drei Begriffe herauskristallisiert, die das Verhältnis einer Person gegenüber Sex beschreiben. „sex repulsed“, „sex indifferent“ und „sex favorable“. Ersteres beschreibt Personen, die von Sex komplett abgeneigt oder sogar abgestoßen und angewidert sind. Zweiteres besagt, dass man Sex nicht abstoßend findet, aber auch nicht versteht, was an ihm toll sein soll; man steht Sex quasi neutral gegenüber. Letzterer beschreibt Personen, die zwar keine sexuelle Anziehung verspüren, aber Sex durchaus interessant finden können.

SEX-FAVORABLE

Der Begriff wirft auch in der asexuellen Community einige Probleme auf. Leider konnte ich mit niemandem persönlich sprechen, der*die sich so definiert. Laut dem Blog asexualagenda.wordpress.com ist eine Person, die sich als „sex-favorable“ definiert, in gewissen Situationen gewillt, Sex zu haben. Wie zum Beispiel in einer Beziehung. (Für Interessierte: Durchlesen empfohlen!)

MYTHOS VIER: WER MASTURBIERT, KANN NICHT ASEXUELL SEIN

Hierbei muss erst einmal klar gemacht werden, dass Asexualität und Sexualtrieb unterschieden gehören. Es sind zwei verschiedene Dinge. Asexualität bedeutet, von keinem anderen Menschen sexuell angezogen zu sein, das schließt einen Sexualtrieb aber nicht aus. Das bedeutet dann auch, dass manche Asexuelle masturbieren, und manche nicht. Manche schauen dabei Pornos, manche nicht. Manche haben Fantasien (die sie aber nicht wirklich umsetzen möchten), manche nicht. Für manche spielt Lust eine Rolle, für andere ist es nur ein Weg mit dem eigenen Körper in Einklang zu kommen, Stressabbau oder einfach ein spaßiger Zeitvertreib. Was aber im Gespräch herausstach, war, dass es nur allein funktioniert. Man kann sich selbst befriedigen aber sich nicht von anderen befriedigen lassen.

FAZIT: MEHR FRAGEN ALS ANTWORTEN

Betroffene stoßen oft auf Unglauben und Vorurteile, wenn sie sich entscheiden, sich zu outen, auch weil Informationen über Asexualität in der breiten Masse noch nicht wirklich angekommen sind. Es wird kaum darüber gesprochen und selbst wenn man effektiv nach Antworten sucht, landet man eigentlich immer auf denselben zwei Seiten (*aven-Info* und *asexuality.info*). Möchte man sich als Betroffene*r, Unsichere*r oder einfach Interessierte*r informieren, muss man lange suchen.

Nach dem Gespräch und meinen Recherchen wurden zwar einige meiner Fragen beantwortet, aber es haben sich auch viele aufgetan. Je tiefer ich in das Thema eingetaucht mit, desto mehr unbekannte Begrifflichkeiten kamen auf. Dieser Artikel wurde dem Umfang dieses Themas nicht einmal ansatzweise gerecht, weswegen ich einige Links bereitstelle, die das eigene, zusätzliche Informieren möglich machen sollen.

Text: Romana Hofmann

Foto: Pixabay / Alec Jackson

ANLAUFSTELLEN FÜR BETROFFENE ODER JENE, DIE SICH FÜR DAS THEMA INTERESSIEREN:

Webseiten:

- www.aven-info.de
- www.asexuality.info

Facebook:

- Ameisenbären – Community für das asexuelle Spektrum
- Anteaters - Embracing the Ace

Blogs:

- <https://asexualagenda.wordpress.com/>
- <http://asexyqueer.blogspot.de/>



WENN DIE MUSIK ZU SPRECHEN BEGINNT



„Für uns ist dieser Film eine Liebeserklärung an das Radio und ein Nachdenken über die Aufgabe der Medien“, sagen David Paede und Jakob Brossmann. Mit *Gehört, gesehen* und im Portrait begleitet das Regieduo einen Trendwandel in einem der erfolgreichsten Kultursendern Europas. Über das Wirken und Arbeiten bei *Ö1* – ein kritisch, pointierter aber doch sehr schmeichelnder Radiofilm.

„Wir müssen uns etwas überlegen“, hört man in einer Redaktionssitzung. Durchaus. Denn während der Dreharbeiten zu *Gehört, gesehen* fand ein regelrechter Umbruch bei *Österreich*

1 statt. Drei Jahre lang begleiteten die Regisseure das Geschehen im Funkhaus in der Wiener Argentinierstraße mit der Kamera. Die Radiomacher*innen in einer Zeit der Krise, Neuorientierung und Selbstreflexion – dem geht das Duo in seinem 90-minütigen Dokumentarfilm nach. Und wie Radio in einer Zeit gemacht werden kann, in der öffentlich-rechtliche Medien von verschiedenen Seiten unter Druck geraten. Dabei kommt der Film so subtil und doch grandios daher. Wie ein scheinbar unsichtbarer Beobachter halten die beiden alltägliche Dinge fest, die allen Hörer*innen durch Tonaufnahmen verbor-

gen bleiben müssen. Gespräche, Diskussionen, aber auch die Vorgänge in Aufnahmestudios werden ins Bild gerückt. Als sitze man live nebenan – so überkommt einen ab und an das Gefühl. Immer auf Augenhöhe mit den Protagonist*innen, die nicht nur die Redakteur*innen selbst sind. Auch Raumpflegerinnen, Interviewpartner*innen und Medienexpert*innen rauschen über die Bildfläche. Verborgene scheint nichts zu bleiben, auch wenn es noch so überraschend sein mag.

DER WERT DER RUHE

Warum man genau mit einer bitteren Niederlage in einem Fußballspiel den Radiofilm beginnt, das plopte auf. Aber wie sollte man auch sonst beginnen? Nichts zeigt die Stimmung zu dieser Zeit besser. Reichweite einbüßen und Legitimationsdruck – öffentlich-rechtliche Rundfunksender haben es auch heute nicht einfach. Momentaufnahmen, die über Jahre laufen. Die Regisseure vermitteln das Bild. Ohne Kommentar, nur mit dem Ton des Gesehenen. Stück für Stück taucht man tiefer ein, Stück für Stück wird es selbst ohne Aufregung und mit Ruhe spannender. Nicht still, aber ruhig. Ein entspannter Rhythmus im Schnitt, der bewusst von Cutterin Alexandra Schneider gewählt wurde. Aus 300 Stunden Material arbeitete sie eine Geschichte heraus. Zurück zum Inhalt. Ausschnitte

aus den Tonaufnahmen, dann die Redaktionssitzung. „Wir wollten uns auf das einlassen, was da ist – keine Szene ist inszeniert oder gescrriptet“, sagt Brossmann. Redakteur*innen stellen reihum Themen vor, flache Hierarchien werden vorgelebt. Namen nennen die Regisseure aber nicht. Will man niemanden bevorzugen oder ins Messer mit der eigenen Meinung laufen lassen? „Trotz der Vielfalt an Protagonist*innen ist es immer noch ein kleiner Ausschnitt an Sendungsmacher*innen, die wir begleiten“, gibt Paede Antwort darauf. *Ö1* hat derzeit 152 Angestellte, darunter auch Teilzeitbeschäftigte. In Summe sind es 130 Vollzeitäquivalenten, wobei hier noch 46 feste Freie Mitarbeiter*innen addiert werden, die maximal 137 Stunden pro Monat arbeiten dürfen. Im Marketing sind zudem noch 25 Personen beschäftigt, mehrheitlich teilzeitbeschäftigt. Und vergessen wir nicht die Künstler*innen und Autor*innen, die gelegentlich für *Ö1* arbeiten. „Die Menschen im Film stehen exemplarisch und wir wollten nicht einzelne in den Vordergrund spielen. Unser Protagonist ist der Sender.“

AUF AUGENHÖHE

Ein nächster Ausschnitt: Live-Aufnahmen vor einem türkischen Kulturzentrum. Türkische und österreichische Protagonist*innen geben Antworten – meistens zumindest. „Muss leider arbeiten.“, wirft einer derer ein. „Ich warte auf Sie“, ruft der Reporter hinterher. Von der Straße zu einem Traditionsverein über die Musikband *Marina & the Kats* zu banalen Bildern, wie sich die Fenster verdunkeln. Aber dann doch wieder so sinnbildlich in der Handlung, denn so verdunkelt sich auch die Stimmung bei der Redaktionssitzung. Die Infoaffinen hätten mittlerweile andere Kanäle, so der Tenor im Raum. „Die Leute gehen offenkundig auch woanders hin“, sagt eine Redakteurin.

Und dann kommt der Auftritt der Raumpflegerinnen. Eine blond, eine mit Kopftuch. Eine kurze Sequenz, die Zuschauer*innen aber wieder auf den Boden holt. Raus aus der melancholischen Stimmung, bevor es zum Status Quo des Rundfunksenders geht. Als Beobachter*in ist man stets mittendrin, man möchte sich fast der Diskussion anschließen. Aufmunternde Worte sprechen. „Wir haben den Film nach den großen Entwicklungen des Senders ausgerichtet: Der Sender fand sich zu Beginn vor großen Herausforderungen und wir begleiteten die Radiomacher*innen

bei ihrem Versuch, diese zu meistern und den Sender zu erneuern“, nennt Paede die Linie. Brossmann ergänzt: „Wir sind als Beobachter in das Projekt hineingegangen, nicht als Journalismusexperten. Aber es ist sehr schnell klar geworden, dass der Journalismus vor unglaublich brennenden Fragen steht, die unsere Demokratien mehr betreffen als uns lieb und bewusst ist.“

DIE MUSIK? DIE MUSIK!

Dann hat man immer wieder diese Gänsehautmomente, wenn die Musik zu spielen beginnt. Im Film folgt ein Kompositionsauftrag für Signationen. Die Geräusche sind zu hören – vollmundig. Am besten, man schließt bei solchen Szenen die Augen. Lässt alles auf sich wirken. Man muss sich darauf einlassen. Sonst hilft es alles nichts. „Der Ton wird viel zu oft unterschätzt. Das Bild hat eine große Dominanz in unserer Gesellschaft – es lässt sich immer mehr beschleunigen“, weiß Brossmann. „Wir können tausende Bilder am Tag aufnehmen. Aber das Hören fordert ein anderes Einlassen – zugleich hat es eine große Kraft. Darum lieben wir ja das Medium Radio so.“

Bei all der schönen Musik schwingt aber auch immer die Frage mit: Kann Journalismus zu kritisch sein? Wir sind in der *Ö1*-Serviceabteilung. Er, dann sie am Hörer. Viel Lob, eine radiophone Meisterleistung! Und Kritik, die politische Linie. „Die Medien sollen nicht Meinung machen.“ Die Leute würden sich eh selber ihre Meinung machen. Kritischer und konstruktiver Journalismus – ist das ein Widerspruch? Das hängt wohl immer vom Auge der Betrachtenden ab. Eine klare Antwort gibt es darauf nicht zwingend, dafür die Frage nach der Auseinandersetzung mit Parteilichkeit in Medien und Politisches mit H.C. Strache.

„Während der Arbeit an diesem Film haben nicht nur in den USA, sondern auch in Europa, allen voran in Österreich, Politiker*innen begonnen Medien zu Lügner*innen und Feind*innen des Volkes zu erklären. Das hat uns in dieser Vehemenz auch überrascht“, beschreibt Brossmann. Da verwundert es wenig, dass der Film zum Schluss leise wird. Beinahe nachdenklich könnte man meinen. Seichtes Unterhaltungsprogramm geht anders, aber darauf wird man den Radiofilm auch nicht ausgelegt haben. Final kann man den Regisseuren nur zum Radiofilm gratulieren. Und hoffen, dass auch in Zukunft weitere den Wert von *Ö1* erkennen können. Derzeit läuft *Gehört, gesehen* in den Kinos.

EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN VON Ö1

2

HAST DU ES SCHON
GEHÖRT,
ODER GEGESEHEN?

EIN RADIOFILM
VON JAKOB BROSSMANN & DAVID PAEDE

Montage ALEXANDRA SCHNEIDER Zusätzliche Kamera BARBARA SAS Zusätzlicher Ton ANDREAS LADIK DAVID RÜHMER Farbkorrektur LUKAS LERPERGER Postproduktion GEORG VOGLER Sound Design NORA CZAMLER
Tonmischung MANUEL GRANDPIERRE Produktionsleitung CATRIN FREUNDLINGER Herstellungsleitung MARKUS GLASER Produzenten MARKUS GLASER WOLFGANG WIDERHOFER MICHAEL KITZBERGER NIKOLAUS GEYRHALTER JAKOB BROSSMANN DAVID PAEDE
Eine Produktion der NGF NIKOLAUS GEYRHALTER FILMPRODUKTION in Zusammenarbeit mit FINAL FILM & WORTSCHATZ PRODUKTION

SIEBEN FRAGEN AN DAVID PAEDE UND JAKOB BROSSMANN.

Für Sie ist dieser Film „eine Liebeserklärung an das Radio“. Ist da eine objektive Sicht von Ihnen als Regisseure bei der Produktion des Films überhaupt möglich gewesen?

PAEDE: Der Dokumentarfilm ist als Kunstform mit dem Journalismus verwandt – er reflektiert wie der Journalismus die Wirklichkeit. Aber: Es handelt sich um Kunst und nicht um Journalismus. Wir müssen uns der Tatsache stellen, dass eine „objektive Abbildung der Wirklichkeit“ in letzter Konsequenz nicht erreichbar ist. Das Ziel muss also Wahrhaftigkeit sein – was man im Kino sieht, sind nicht die 300 Stunden Filmmaterial, die wir gedreht haben, sondern eine künstlerische Verdichtung, die unsere Wahrnehmung der Ereignisse möglichst wahrhaftig filmisch erlebbar machen soll. Und Wahrhaftigkeit gibt es nicht ohne Haltung.

BROSSMANN: Es gibt eine lange Diskussion, die seit einiger Zeit auch im Journalismus immer

mehr Bedeutung bekommt, ob und wie Haltung eigentlich eine Grundvoraussetzung für einen funktionierenden Diskurs ist. Ein häufig angeführtes Beispiel ist die Demokratie: Ich hoffe sehr, dass die Journalist*innen dieses Landes glühende Demokrat*innen sind und diese Haltung ist eigentlich die Grundlage für ihre objektive Arbeit, wenn zum Beispiel antidemokratische Tendenzen als solche benannt werden müssen – auch wenn es manchen nicht gefällt.

Welche Schwierigkeiten traten dennoch dabei auf?

BROSSMANN: Unsere Haltung ist eine des empathischen Beobachtens. Als Dokumentarfilmer wollen wir einem Publikum wertvolle Einblicke ermöglichen und spannend präsentieren. Ich glaube, dass Leidenschaft, Empathie und Kritikfähigkeit dafür eine Grundvoraussetzung sind – aus Gleichgültigkeit investiert man nicht vier Lebensjahre in einen Dokumentarfilm ...

PAEDE: Die Schwierigkeit war, die Vielfalt und Komplexität sowohl des medialen Diskurses als

auch des Programms in nur 90 Minuten erlebbar zu machen. Zugleich ist *Gehört, gesehen - Ein Radiofilm* auch ein kritischer Film. Wir wollten nichts aussparen und auch dorthin schauen, wo es vielleicht weh tut; wenn es zum Beispiel in schwierigen Situationen zu Konflikten im Sender kommt. Die Offenheit und das Vertrauen von Programmchef Peter Klein hat uns da sehr geholfen.

Sie selbst sagen: „keine Szene ist inszeniert oder gescrriptet.“ Durch den Schnitt wird aber dennoch eine bestimmte Meinung erzeugt – welche haben Sie angestrebt?

PAEDE: Der Schnitt von unserer Editorin Alexandra Schneider erzählt vor allem eine Geschichte, er verdichtet lange Diskussionen und hunderte Stunden in erlebbare Szenen, die neben einer Erzählung auch eine Art dialogische Argumentation beinhalten. Aber natürlich passiert das immer auch mit einer Haltung, die ja nicht beliebig ist, sondern auf jahrelanger Beobachtung fußt.

Und unsere ist geprägt von einer Bewunderung für die Arbeit der Menschen vor der Kamera. Auch von der Notwendigkeit von öffentlich-rechtlich finanzierter Qualität. Das bedeutet aber nicht, dass wir alles gut finden, was bei *Ö1* passiert und was im Film zu sehen ist – und wir haben den Film gemacht, damit sich die Zuschauer*innen selbst ein Bild machen. Wenn sie am Schluss anderer Meinung sind als wir, ist das auch okay.



Im Film wird viel über die journalistische Aufgabe und darüber, ob Journalismus zu kritisch sein kann, debattiert. Kann er das Ihrer Meinung nach?

PAEDE: Der qualitative Journalismus wird mehr und mehr in Frage gestellt. Schein-Journalismus und die unendlichen „publizistischen“ Möglichkeiten des *Web 2.0* sind hingegen im Aufwind. Der Qualitätsjournalismus tut sich schwer, sich gegen diese Übermacht zu behaupten und sich selbst und seine redaktionellen Tugenden zu vermitteln.

BROSSMANN: Die Aufgabe ist, nicht nur kritisch zu sein, sondern auch deutlich zu machen, warum man kritisch ist. Das ist sehr schwer. Doch wenn es gelingt, dann wird der kritische Journalismus konstruktiv.

Sie erwähnen ganz zu Beginn des Films, dass Österreich 1 das einzige werbefreie Radioprogramm des ORF ist. Ist Werbung in öffentlich-rechtlichen Radiosendern aus Ihrer Sicht als kritisch zu betrachten?

BROSSMANN: Für mich ist die Werbefreiheit ein wertvolles Gut. Zum einen: Die Abhängigkeit von Werbekund*innen ist ja eine große Herausforderung für die Unabhängigkeit – Stichwort Regierunsinserate in diversen Zeitungen. Zum anderen ist es auch fraglich, ob es richtig ist, das Publikum von *Ö3* mit sechs Minuten Werbung pro Stunde zu beschallen, während andere für ein werbefreies *Ö1* kämpfen.

PAEDE: *Ö1* ist einer der wenigen verbliebenen Orte in unserer Gesellschaft, an dem man nicht permanent zu Konsum aufgefordert wird. Ein hohes Gut, wenn man bedenkt, wie der Konsumdruck Jahr

für Jahr mit der Wirtschaftsleistung mitwächst.

Inwiefern ist dieser Film eine Kritik an der derzeitigen (Anmerkung: gescheiterten) türkis-blauen Regierung? Die FPÖ drängt beispielsweise auf das GIS-Ende.

BROSSMANN: Man kann lang und ausführlich die Aufgabe des ORF diskutieren, und wir sollten das als Gesellschaft auch tun. Aber wir sind sicher, dass Qualität und Unabhängigkeit nicht von Marktkräften und Regierungen gewährleistet werden können. Insbesondere in einem kleinen Land wie Österreich, das noch dazu von Boulevard-Medien sehr stark dominiert wird, ist ein möglichst unabhängiger öffentlich-rechtlicher Rundfunk essentiell.

Alein im letzten Jahr ist Österreich im Ranking der Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen um fünf Plätze abgerutscht und liegt jetzt schon hinter Ländern wie Jamaica, Costa Rica und Estland – auf Platz 16. Einzelne Politiker*innen drohen Journalist*innen vor laufender Kamera – stellen sie sich vor, was passiert, wenn diese direkte Druckmittel in die Hand bekämen.

„Unbegreifbar ist, dass dieses einseitige Gespräch mit dem Mikrofon, eigentlich da draußen, im besten Fall, zu vielen, vielen einzelnen Dialogen wird.“ – so schließen Sie den Radiofilm ab. Haben Sie mit Ihrer Produktion bereits eine Diskussion anregen können?

BROSSMANN: Der Publikumspreis auf der Diagonale, der ja unter allen Filmen den beliebtesten Film küren soll, war für uns eine große Überraschung. Wir haben uns sehr gefreut. Und er zeigt, dass die intensive Auseinandersetzung mit Medien und ihren Produktionsbedingungen dem Publikum wertvoll erscheint.

PAEDE: Auf dem Festival hat der Film für viel Gesprächsstoff gesorgt. Menschen haben plötzlich miteinander über ihr Medien-Nutzungsverhalten gesprochen – und viele Menschen sind ganz beglückt zu uns gekommen und haben sich eine noch längere Fassung des Films gewünscht (lacht).

Text: Alexandra Embacher

Foto 1: Miriam Raneburger

Fotos 2–4: Filmladen Filmverleih



BEKÄMPFT OBDACHLOSIGKEIT, NICHT DIE OBDACHLOSEN!

Obdachlosigkeit – ein Schicksal, das Menschen weltweit ereilt und von dem immer mehr in Österreich betroffen sind. Gründe dafür sind einerseits steigende Wohnungsmieten und andererseits private Probleme, wie etwa Alkoholabhängigkeit, illegale Einwanderung und ähnliche Ursachen. Im Folgenden will ich mich zum einen dieser Problematik widmen und zum anderen auch eine Hilfsorganisation vorstellen, welche wohnungslosen Menschen hilft. Mit der Sozialarbeiterin Rafaela Schindlegger von VinziDach habe ich ein Interview geführt und neue, andere Einblicke in die Situationen der Obdachlosen und die Arbeit in diesem Bereich bekommen.

Wohnungslose sind Menschen, die keinen festen Wohnsitz haben, aber derzeit in betreuten Wohn- einrichtungen, in Kliniken oder bei Bekannten nächtigen. Obdachlose leben auf der Straße oder in sogenannten Notschlafstellen. In der Wohnbedarfs- erhebung 2017 für das Bundesland Salzburg

liegt das Durchschnittsalter der Obdachlosen bei etwa 35 Jahren, wobei bei der Berechnung die 244 registrierten Minderjährigen nicht integriert wurden: 50 Prozent der Befragten sind jünger als 30 Jahre und 23 Prozent sogar minderjährig.

EINE BESSERE WOHN-SITUATION

Hilfe in diesen Situationen bietet *VinziDach*, ein ambulantes Wohnbetreuungs-konzept für Obdachlose, die seit langer Zeit auf der Straße leben. Seit ungefähr sechs Jahren helfen die Sozialarbeiter*innen den Betroffenen dabei, eine Wohnung zu finden. *VinziDach* handelt nach dem *Housing First*-Prinzip: Obdachlose Menschen brauchen zuerst einen festen Wohnsitz, um ihre weiteren Probleme angehen zu können. Ab dem Zeitpunkt, an dem die Bedürftigen in eigene Wohnungen einziehen, werden sie von den Sozialarbeiter*innen von *VinziDach* vier Jahre lang betreut. Dabei helfen sie ihnen bei der Suche nach einem Arbeits- platz, aber auch wenn sie einen Therapie- platz brauchen. Aktuell werden innerhalb des Projektes 39 Bewohner*innen von den Arbeiter*innen betreut. Seit dem Start der Organisation wurde bereits 60 Menschen zu einer besseren Wohnsituation verholfen. Die Voraussetzungen für einen Wohnungs- anspruch in Salzburg besagen, dass die Person seit über drei Jahren in Salzburg gemeldet sein muss und über ein eigenes Einkommen verfügt. Insgesamt hat dieses Konzept eine hohe Erfolgsquote: 90 Prozent der Bedürftigen, die über dieses Programm einen neuen Einstieg in das Leben ermög- licht bekommen, haben tatsächlich Erfolg dabei. Das belegen Zahlen aus der Projekt- statistik von *VinziDach*.

WIESO LANDEN MENSCHEN AUF DER STRASSE?

Ein Großteil der Armutsbevölkerung Öster- reichs ist von Wohnungsnot beziehungs- weise -losigkeit betroffen. Auch der immer teurer werdende Wohnraum in Salzburg und anderen Städten ist ein Aspekt, der Leute „auf die Straße bringt“. Besonders an prä- ventiven Maßnahmen, die vorbeugen, dass Menschen überhaupt auf der Straße landen, mangelt es enorm. So beschreibt Rafaela Schindlegger von der Organisation *VinziDach*, dass häufig auch private Probleme, wie Suchterkrankungen oder Depressio- nen, die nicht behandelt werden, Grund für

Obdachlosigkeit seien. Die meisten Woh- nungslosen haben einen Alltag mit vielen verschiedenen Aufgaben: Jeden Tag müssen sie sich auf die Suche nach einem neuen Schlafplatz begeben, zu Essensausgabe- stellen gehen und auch bezüglich der ei- genen Körperhygiene eine Lösung finden. Schindlegger betont, dass das Leben auf der Straße, besonders im Winter, sehr hart sei.

HILFSPROJEKTE UND HILFS- ANGEBOTE

In Salzburg gibt es die *Soziale Arbeit GmbH*, die den Menschen eine Winternotschlaf- stelle bereitstellt und auch befristete und betreute Wohnplätze an Obdachlose ver- mittelt. Auch das *Haus Franziskus* bietet Hilfe an: Dort befindet sich eine Notschlaf- stelle, an welcher den Menschen warme Nahrung und zeitweise ein Dach über dem Kopf geboten wird. Für sogenannte „Armutsmigrant*innen“ bietet die *Caritas* als einzige Organisation in Salzburg ein Notquartier. Armuts migrant*innen sind Menschen, die aufgrund von schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, allgemein schlechten Lebensbedingungen oder aus akuter Armut nach Österreich gekommen sind. Auch von der *Vinzi-Organisation* gibt es weitere Angebote für Bedürftige: So gibt es in Salzburg den *VinziBus*, der abends am Mirabellplatz warme Mahlzeiten aus- gibt. Des Weiteren gibt es den *VinziTisch*, der in der Pfarre Maxglan kostengünstig Lebensmittel an die Menschen verkauft. Was gesellschaftlich und von Seiten des Staates getan werden muss, bringt Rafaela Schindlegger recht gut auf den Punkt: Mehr leistbarer Wohnraum müsse geschaffen und Ideen, wie das *Housing-First*-Konzept, ausgebaut wer- den, um die Obdachlosigkeit in Öster- reich massiv senken zu können. Doch so lange insbesondere im Sozialbereich eingespart wird, wird die Anzahl an Perso- nen, die von Armut betroffen sind, steigen.

Text: Anne Marie Gomez Neumann
Foto: Minh Nguyen Hoàng / Pixabay

• Das Housing
• First-Prinzip:
• Obdachlose
• Menschen
• brauchen
• zuerst
• einen festen
• Wohnsitz, um
• ihre weiteren
• Probleme
• angehen zu
• können.

• Über den
• Alltag hinweg
• müssen die
• Wohnungs-
• losen viele
• Aufgaben
• bewältigen:
• Jeden Tag
• müssen sie
• sich auf die
• Suche nach
• einem neuen
• Schlafplatz
• begeben,
• zu Essens-
• ausgabe-
• stellen gehen
• und auch
• bezüglich der
• eigenen Kör-
• perhygiene
• eine Lösung
• finden.

WENN DIE SEELE LEIDET

TABUTHEMA PSYCHISCHE KRANKHEITEN

Himmelhochjauchzend – im nächsten Moment zu Tode betrübt. Wenn das Aufstehen und der Gang ins Badezimmer zur kaum bewältigbaren Aufgabe werden. Wenn Nahrung sowie der eigene Körper zu den größten Feind*innen werden. Wenn Zwangsgedanken und Ängste den Alltag bestimmen. Wenn Flashbacks das Leben unerträglich machen. Die Liste der psychischen Krankheiten ist lang und die Zahl psychisch Erkrankter nimmt zu. Vor allem auch bei jungen Menschen. Doch das Schweigen darüber hält weiterhin an.

Menschen, die an psychischen Störungen leiden, treffen noch häufig auf Unverständnis, Inakzeptanz und die Verharmlosung psychischer Krankheiten. Aussagen wie „Reiß dich doch zusammen“ oder „Jede*r hat mal einen schlechten Tag“ sind leider keine Seltenheit und verunsichern die Betroffenen in ihrem Krankheitsbewusstsein zutiefst.

Ständig ist von psychischen Krankheiten die Rede, doch was genau bedeutet eigentlich psychisch krank? Die Weltgesundheitsorganisation definiert den Begriff folgendermaßen: „Psychisch krank bezeichnet eine grundlegende Veränderung des Denkens, Fühlens oder Wollens eines Menschen, welche in der Regel von der Umgebung und vom Individuum

selbst als sozial einschränkend empfunden wird.“ Auskunft zur Thematik „Psychische Erkrankungen bei Studierenden“ gab die Psychotherapeutin Gertraud Meusburger, Leiterin der psychologischen Studierendenberatung Salzburg.

PSYCHISCHE KRANKHEITEN IN ÖSTERREICH

Jede*r sechste Österreicher*in leidet an einer psychischen Erkrankung. Das entspricht einem Anteil von 17,7 Prozent psychisch Erkrankter, ein besorgniserregender Wert. Mit diesem Prozentanteil lag Österreich im Jahr 2016 sogar über dem EU-Durchschnitt. Die am häufigsten auftretende



psychische Krankheit ist die Depression, gefolgt von Angsterkrankungen, Burnout, Suchterkrankungen sowie Persönlichkeitsstörungen.

Wenn man über psychische Krankheiten spricht, lässt sich das Thema Suizid leider nicht vermeiden. Die Mehrheit der Menschen (90 Prozent), die durch Suizid versterben, haben an einer psychischen Erkrankung gelitten, davon am häufigsten an einer Depression (mehr als 50 Prozent). Ebenfalls sind Schizophrenie und Suchterkrankungen mit einem erhöhten Suizidrisiko verbunden. Die Zahl der Suizide in Österreich ist zwar rückläufig, dennoch liegt man mit 15 Selbstmorden pro 100.000 Einwohner*innen ebenfalls über dem EU-Durchschnitt, welcher elf Selbstmorden pro 100.000 Einwohner*innen entspricht. In Österreich treten jährlich zirka 1.200 Selbstmorde auf, vergleichsweise kommen zirka 500 Menschen bei Verkehrsunfällen ums Leben. Die Zahl der Suizidversuche liegt bei rund 25.000, wobei die Dunkelziffer weit aus höher sein dürfte. Laut WHO-Angaben stellt Suizid in der Altersgruppe der 15- bis 29-Jährigen die zweithäufigste Todesursache dar.

PSYCHISCHE KRANKHEITEN BEI STUDIERENDEN

Im Jahr 2018 betreute die psychologische Studentenberatung Salzburg 2.014 Studierende im Rahmen von Einzel- und Gruppenberatungen. Darunter befanden sich 64 Prozent weibliche und 36 Prozent männliche Studierende. Grundsätzlich würden männliche Patienten dazu neigen, psychische und körperliche Beschwerden zu verharmlosen und begeben sich daher seltener in Behandlung.

Die Psychotherapeutin Meusburger weist darauf hin, dass zunächst zwischen einer kurzfristigen psychischen Belastung, die das Befinden und die Studierfähigkeit beeinträchtigen kann und einer psychischen Erkrankung im Sinne des ICD-10 Diagnoseschemas unterschieden werden muss (mit Hilfe des ICD = *International Classification of Diseases* erfolgt die Klassifikation sämtlicher Erkrankungen). Zu den häufigsten psychischen Erkrankungen bei Studierenden im Sinne des ICD-10 gehören depressive Episoden, Angst- und Panikstörungen, speziell Essstörungen, Zwangserkrankungen und stressbedingte psychosomatische Erkrankungen. „Psychische Erkrankungen sind multifaktoriell bedingt. Der Krankheitsausbruch und die Schwere der

Erkrankung werden von psychosozialen und biographischen Faktoren sowie der Persönlichkeitsstruktur beeinflusst“, erklärt die Expertin. Weiters berichtet sie von den häufigsten Auslösern bei Studierenden. Zu diesen zählen Stress, Kränkungs- und Verlusterfahrungen, die nicht angemessen bewältigt oder verarbeitet werden können. Dazu gehören Probleme bei der Studienbewältigung wie Zeitdruck, mangelnde Eignungsvoraussetzungen, ineffektive Lernstrategien oder Prüfungsversagen. Auch Einsamkeitserleben, anhaltende chronische Belastungen im Familienkontext, Trennungen, Verlusterfahrungen, aber auch Alkohol und Drogenkonsum, sowie ein erhöhter PC- oder Internetkonsum können potentielle Auslösefaktoren darstellen.

ANZEICHEN FÜR EINEN KRANKHEITSAUSBRUCH ERKENNEN

Sie erklärt weiter, dass anhaltende Schlafstörungen, plötzlicher Leistungsabfall, Schreib- und Denkblokkaden, Interessen- und Freudlosigkeit, schwacher Antrieb, starke Müdigkeit, Schwindel oder sonstige psychosomatische Beschwerden erste Anzeichen von psychischen Krankheiten sein können. Auch als Angehörige*r sollte man einige Dinge beachten. Die Therapeutin rät Angehörigen, erste Anzeichen einer Krankheit offen anzusprechen, ohne die*den Betroffene*n zu beunruhigen. Meusburger erläutert: „Vor allem männliche Studierende neigen dazu, körperliche und psychische Signale zu verharmlosen. Daher benötigen sie besondere Motivation aus ihrem Umfeld im Hilfesuchverhalten. Je früher Symptome professionell behandelt werden, desto besser ist die Prognose.“ Dieses Prinzip sollten Angehörige den Betroffenen vermitteln und nicht davor zurückscheuen, unterstützend einzugreifen.

WESHALB DIE ANZAHL PSYCHISCH ERKRANKTER IMMER WEITER ZUNIMMT

Die Psychotherapeutin begründet die problematische Entwicklung folgendermaßen: Hoher Leistungsdruck, Beschleunigung, veränderte Beziehungsstrukturen und digitale Überforderung sind die häufigsten Auslöser für Stress und in weiterer Folge für psychische sowie körperliche Leiden. Der gesellschaftlich bedingte hohe Leistungs- und Optimierungsdruck (wie private Verpflichtungen, hohe eigene Ansprüche und ständige Erreichbarkeit) sowie verstärktes Konkurrenzdenken aufgrund

von ständigen Evaluierungsprozessen und Rankings führen nachweislich zu stressbedingten Störungen. Auch die fehlende Abgrenzung gegenüber digitalen Reizen, die exzessive Nutzung von Computer, Smartphone und Internet verändern die psychische Befindlichkeit. Die Folgen können sozialer Rückzug, Probleme am Arbeitsplatz, Depressionen und andere psychische Erkrankungen sein.

EINE BETROFFENE BERICHTET

Die 22-jährige Katharina leidet seit ihrer frühen Jugend unter psychischen Problemen. Im Zuge ihrer ersten Psychotherapie wurden schließlich Depressionen sowie eine Angststörung diagnostiziert. Die Symptome äußern sich in Panikattacken, Phasen der schweren Depression, gestörtem Essverhalten, Impulskontrolle sowie selbstverletzendem Verhalten. Viele Aktivitäten, wie alleine einkaufen zu gehen oder ein Schwimmbadbesuch, waren für Katharina bis vor kurzem unmöglich. Die Fortschritte der Therapie machen sich aber langsam bemerkbar und steigern die Lebensqualität. Die junge Frau berichtet über Erfahrungen, die sie bezüglich Tabuisierung psychischer Störungen selbst erlebt hat. In der Schule wurden ihre psychischen Probleme als Spinnereien abgetan und ihre Mitschüler*innen hielten eher Abstand zu Katharina. Aufgrund dieser kränkenden Erfahrung erwähnt sie die Thematik auch heute kaum gegenüber Verwandten und Freund*innen, denn die Angst, gemieden zu werden, ist zu groß.

WARUM DAS TABU DURCHBROCHEN WERDEN SOLLTE

„Meiner Meinung nach haben sich das Verständnis und die Offenheit gegenüber psychischen Krankheiten in den letzten Jahren etwas verbessert, aber solange körperliche und psychische Probleme nicht gleichgestellt sind, ist das Ziel noch lange nicht erreicht“, so Katharina. Schon oft traf sie auf Unverständnis, abwertende Kommentare und heimliches Tuscheln aus ihrem Umfeld. Auch in ihrem Beruf, in dem sie viel Kontakt

mit Menschen hat, traten schon öfter unangenehme Situationen auf. Beispielsweise meinte einmal ein Kunde fragen zu müssen, ob sie sich nicht schäme, mit aus Selbstverletzung stammenden Narben außer Haus zu gehen und ob man als „gestörter“ Mensch überhaupt arbeiten könne. Diese und weitere Situationen verunsichern die junge Frau zutiefst. Doch dann ruft sie sich vor Augen, was sie in ihrem Leben schon alles bewältigt hat und dass sie mit 22 Jahren bereits ein eigenständiges Leben führt.

Mit seinem Buch „Das weite Land der Seele“ macht der Wiener Psychiater Georg Psota, Chefarzt des Psychosozialen Dienstes in Wien, auf das eklatante gesellschaftliche Problem aufmerksam. Psychische Erkrankungen werden in ihrer Bedeutung ständig unterschätzt und die Konsequenzen sind eine von Expert*innen beklagte schlechtere Versorgung und Benachteiligung der Betroffenen. „Das Tabu ist völlig absurd“, sagt Psota. Auf die Absurdität der Verdrängung der psychischen Leiden bei gleichzeitigem „Alleswissen“ der Menschen weist das Zitat „Alle haben eine Psyche, deshalb glauben alle, sie verstehen etwas davon“ hin. Doch Betroffene werden häufig mit ihren Bedürfnissen ignoriert und kaum ernst genommen. Die Erkrankten zögern bei der Hilfesuche, denn häufig überwiegt das Gefühl der Scham. Viele nehmen einen einsamen Leidensweg auf sich und riskieren damit die drastische Verschlechterung ihrer Symptome. Ein Umdenken in der Gesellschaft müsste stattfinden, damit Vorurteile sowie Stigmatisierungen gegenüber psychisch Erkrankten endlich der Vergangenheit angehören. Ebenfalls wäre mehr Aufklärungsarbeit gefragt, um das Tabu endgültig aufzuheben und klarzumachen, welche bedeutende Komponente psychische Gesundheit für jede*n Einzelne*n darstellt.

Text: Hannah Mauracher

Foto: Pixabay / geralt

Solange körperliche und psychische Probleme nicht gleichgestellt sind, ist das Ziel noch lange nicht erreicht.

CRITIC'S CHOICE

**WAHR-
SCHEINLICH
DIE BESTE
ENTSCHEIDUNG
MEINES
LEBENS.**



50 JAHRE KOWI

DAS INTERVIEW MIT GOTTFRIED SOLDERER

Als die Welt vor 50 Jahren gerade noch in Vollbrand stand und nicht nur in Europa zigtausende auf die Straße gingen, um für mehr Gerechtigkeit, Frieden, Solidarität und Demokratie zu demonstrieren, wurde in Salzburg das Institut für Publizistik und Kommunikationstheorie, der heutige Fachbereich Kommunikationswissenschaft, aus der Taufe gehoben. Einer der ersten Studierenden war Gottfried

Solderer, ein gebürtiger Südtiroler. Der *PUNKT* hat sich mit dem Journalisten (unter anderem auch Mitarbeiter beim *ORF*, der italienischen *Rai* und bei der *Deutschen Presseagentur*), Mitbegründer und langjähriger Chefredakteur der Südtiroler Wochenzeitung *FF* und Gründer des Verlages *Edition Raetia* über die Zeit von damals unterhalten.

Der PUNKT.: Wenn Sie an 1969 zurückdenken, was ist Ihnen aus dieser Zeit besonders in Erinnerung geblieben?

GOTTFRIED SOLDERER: Ich habe bemerkt, dass es eigentlich kein Studium war. Denn es gab bis auf ein paar Bücher keine wissenschaftlich fundierten Unterlagen für ein Studium. Harry Pross und Hagemann/Prakke mussten wir beispielsweise alle lesen, aber sonst war alles sehr spontan. In der Folge haben ganz viele das Studium unter- oder abgebrochen, sobald sie ihren ersten Job gefunden oder ein Praktikum gemacht haben. Insgesamt war es aber eine interessante, lustige und, so glaube ich, für alle eine gute Zeit. Ich erinnere mich noch gut daran, dass rund 70 Prozent der Studierenden des neuen Studiums Frauen waren und interessanterweise viele Bundesdeutsche dabei waren. Angefangen bei Professor Günther Kieslich, dem Chef des Instituts, der wirklich eine liebenswerte Person war, eine eigene Zeitschrift herausgegeben hatte und der kurz vor seinem Tod von uns allen Prüfungen abgenommen hat, weil er gesagt hat, die braucht ihr wahrscheinlich für das Stipendium. Zwei Tage später war er tot. Wir haben um ihn wirklich getrauert.

Sie sind in Südtirol auf einem Bauernhof aufgewachsen: Wie hat es Sie nach Salzburg verschlagen?

Ich war von Kind auf neugierig, wollte immer was erforschen und die Welt sehen. Deshalb habe ich auch schon in meiner Oberschulzeit bei der Schülerzeitung mitgearbeitet, meine ersten Artikel in verschiedenen Publikationen untergebracht und Kommunikationsmedien haben mich immer interessiert. Als ich dann gehört habe, dass es in Salzburg dieses Studium gibt, bin ich unter relativ widrigen Umständen dorthin gekommen. Ich hatte kein Geld und habe mir deswegen das Studium meistens über Aufträge finanziert, die Professor Kieslich im Sommer für uns, ein paar auserwählte Studierende, organisiert hatte. Beispielsweise haben wir einen Sommer lang eine Input-Output-Analyse des Bundespresseamtes in Deutschland gemacht, einen anderen Sommer mit vorgefertigten Fragebögen Kritiker*innen der Salzburger Festspiele befragt sowie anhand der Zeitschrift *Der Journalist* untersucht, welche Anforderungen an Jungjournalist*innen gestellt werden und welche Bedingungen sie erfüllen sollten, damit sie irgendwo aufgenommen werden.

Wie hat es damals generell im Studium mit praktischen Inhalten ausgesehen?

Das ist ein wichtiges Thema, weil wir vom Lehrplan, der uns vorgegeben wurde, relativ enttäuscht waren. Wir fragten uns, was wir mit dem Studium danach anfangen sollen. Die meisten von uns sind in die Werbebranche oder in den Journalismus gegangen. Wir wurden aber keine Wissenschaftler*innen. Dafür fehlte im Studium die wissenschaftliche Basis. Vielmehr haben wir am Anfang gelernt, wie die Ägypter sich mit Feuersignalen verständigt haben – aber Praxis hatten wir keine. Deshalb habe ich dann auch im engeren Beirat der Programmdiskussion vorgeschlagen, eine Proberedaktion einzurichten. 40 Student*innen haben sich hierfür gemeldet, ich wurde spontan zum Chefredakteur ernannt und wir haben auch mit den Salzburger Nachrichten zusammengearbeitet. Da hatten wir dann viele Möglichkeiten: Aufgeteilt in die verschiedenen Ressorts haben wir überall Gratis-Eintrittskarten bekommen – die einen konnten ins Konzert, andere ins Kino. Wir haben allerdings drei Wochen gebraucht, um die erste Zeitung fertigzustellen, aber es hat funktioniert und die Leute haben erstmals praktische Erfahrungen gemacht.

Wie war dabei das Verhältnis zu Dozent*innen?

Das Verhältnis war überhaupt nicht schwierig und wir hatten zu den Professor*innen einen guten Kontakt. So hat man uns Studierenden, als Professor Kieslich gestorben ist und man an der Fakultät nicht wusste, wie man programmäßig weitermachen soll, sogar erlaubt, in einer Gruppe von drei Studierenden Vorschläge für die nächsten Lehrveranstaltungen zu machen und auch für die Nachfolge Kieslichs Professor*innen einzuladen. Bei der Anhörung war das Dekanat natürlich dabei, aber die Vorschläge kamen von uns Studierenden. Es waren also sehr flache Hierarchien insgesamt.

Und wie war das Studierendenleben damals in Salzburg?

Das war von sehr viel Spontanität geprägt, vor allem im Privatleben. Aber dies war auch die Zeit, in der man gegen den Vietnamkrieg protestiert hat. Und da haben wir auch unsere Gruppen gebildet. Wie dann 1972 US-Präsident Nixon auf dem Weg zum Sowjet-Führer Breschnew war um über Vietnam zu verhandeln und in Salzburg Zwischenstation machte, haben wir eine Großdemonstration organisiert. Letzt-

lich waren es rund 3.000 Leute bei der Kundgebung und im Geheimen hatten wir als kleine Gruppe noch ausgemacht, den Flughafen bei Nixons Landung zu besetzen und uns auf die Landebahn zu legen. Unter anderem war damals auch Peter Kreisky, der Sohn des ehemaligen österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky, mit dabei. Erst als die 200 oder mehr Polizisten uns 200 Beteiligte weggeprügelt hatten, konnte Nixon nach einer Stunde in der Warteschleife landen. Und einen Tag später habe ich mit ein paar Kollegen die amerikanische Flagge beim Hotel angezündet, in dem der US-amerikanische Außenminister Rogers nächtigte. Da habe ich auch nochmal ordentlich Prügel von der Polizei abgekomen. Also einerseits waren wir privat locker unterwegs, spontan, aber trotzdem sehr politisch engagiert. Nicht alle natürlich: Es gab Salzburger Publizistikstudentinnen, die da überhaupt nicht mitmachen, weil die von ihren Eltern finanziert wurden und sich auf ihre Karriere vorbereitet haben. Mit denen hatten wir weniger Kontakt.

Waren diese Proteste nicht ein Widerspruch zum Salzburg der Festspiele?

Salzburg als Stadt war immer schon wirtschaftsorientiert, sehr konservativ ausgerichtet und im Grunde sehr empört, dass wir dort Proteste organisiert haben. Ich selbst habe von meinem Hausherrn quasi die Kündigung bekommen, als er mich von seinem Balkon aus beobachtet hat, wie ich in dieser Menge der Demonstrant*innen unterwegs war. Es war ein großer Widerspruch zwischen dem Lebensstil der Salzburger*innen und dem Festspielcharakter und unserer Organisation. Beispielsweise haben wir Studierende auch immer wieder versucht, bei den Salzburger Festspielen einen Job als Kulissenschieber*innen zu bekommen. Einen Tag vor der Premiere hat uns Herbert von Karajan dann eingeladen und gemeint, wir sollten froh sein, dass wir bei ihm zum Nulltarif arbeiten dürften. Für uns war klar: So, das geht jetzt nicht und haben mitteilen lassen, dass wir schon zur Premiere nicht mehr zum Kulissenschieben kommen und die Festspiele ausfallen. Da haben wir sofort das Geld bekommen.

Was waren eigentlich Ihre Motive für diesen politischen Aktivismus?

Motivation war vor allem der Vietnamkrieg, bei dem wir gemerkt haben, dass es nur um Wirtschaftsinteressen geht, aber auch die Ungleichheit in der Welt.

Auch wir selbst stammten alle nur aus Familien, die nicht sehr wohlhabend waren und dann hat es auch fasziniert, da einfach irgendwie mitzutun und auch dagegen zu sein. Man wollte nicht einfach alles akzeptieren.

Also Weltverbesserer*in oder Revoluzzer*innen?

Missionarisch waren wir sicher nicht. Wir wollten schon was erreichen, nicht reine Weltverbesser*innen sein, sondern im Grunde schon die Welt verändern. Ich war ja dann auch Pressereferent des Skolasten (Anm. Zeitschrift der Südtiroler HochschülerInnenschaft) und hab dort auch entsprechende Artikel geschrieben, in dem ich eine linke Massenbewegung in Südtirol gefordert habe.

Daneben war dann ja auch noch ein großes Interesse für Medien, wenn man sich Ihren beruflichen Werdegang nach dem Studium anschaut.

Das Interesse für Medien war bei mir immer schon sehr präsent und ich habe dann ja auch noch die *Akademie für Publizistik* in Hamburg besucht – das war eine der schönsten Erfahrungen meines Lebens. Rein zufällig hatte ich in den *Salzburger Nachrichten* drei Zeilen gelesen, dass die *Akademie für Publizistik* in Hamburg wieder öffnet und vielmehr stand da erstmal nicht. Ich habe dann trotzdem eine Anfrage nach Hamburg gerichtet, die damals erstmals abgelehnt wurde mit dem Argument, dass nur Jungjournalist*innen aufgenommen wurden, die schon ein Praktikum in Medien gemacht hatten und aus den norddeutschen Ländern kamen, die die Akademie finanzierten. Ich habe Professor Kieslich dieses Schreiben gezeigt und er hat nur gesagt: „Mach ich.“ Ich habe mir nichts mehr weitergedacht, aber eines Tages erreichte mich ein Telegramm, in dem drinnen stand, dass ich zugelassen bin und 600 D-Mark für Hotelaufenthalte plus die Fahrtspesen bekomme. Dann bin ich natürlich hingefahren. Wir hatten eine wunderbare Unterkunft in der früheren preußischen Botschaft an der Alster, wunderbare Professor*innen, darunter Hellmuth Karasek, der dann später mein Freund wurde. Später habe ich auch den Grund verstanden, warum Professor Kieslich das durchgesetzt hatte. Er hatte eine ganz ähnliche Einrichtung in Düsseldorf und er hat mich quasi als Spion hingeschickt, denn er wollte wissen, wie das in Hamburg abläuft. Insgesamt konnte ich in dieser Zeit sehr viel für meine weitere journalistische Laufbahn lernen.

Apropos journalistische Laufbahn: Sie waren 1974-1980 Journalist beim Rai-Sender Bozen in Südtirol, Südtirol-Korrespondent der Deutschen Presseagentur und gelegentlich auch Mitarbeiter der Tiroler Tageszeitung und des ORF. Wie bekommt man das alles unter einen Hut?

In dem Augenblick, in dem ich begonnen habe, journalistisch aktiv zu sein, habe ich meine politische Tätigkeit zurückgesteckt, weil es als Journalist notwendig ist, unabhängig sein. Sonst wird man unglaubwürdig. Die Wahrheit findet man sowieso nicht, weil es die nicht gibt. Und wenn man jung ist, hat man jede Menge Energie. Es war so, dass ich zwei Jahre bevor ich Journalist bei der Rai wurde, 1972 eigentlich meine Doktorarbeit schreiben wollte. Ich ging nach München, weil dort 1973 die Bundestagswahlen stattfanden, in denen es um das Schicksal von Willy Brandt ging und ich hatte mir eine Doktorarbeit zum Thema „Das dialektische Verhältnis zwischen bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit“ ausgesucht. Aus diesem Grund bin ich auch den Jungsozialisten beigetreten – das SPD-Parteibuch habe ich heute noch zuhause, wenn ich auch nie mehr eingezahlt habe – und war dann auch im Wahlkampf aktiv. Und dann hat mein damaliger Professor aber gesagt, das Thema interessiere ihn nicht. Bald darauf bekam ich dann die Möglichkeit, bei der Rai (Anmerkung: italienischer öffentlich-rechtlicher Rundfunksender) anzufangen und bin nach Südtirol zurück. Erst später habe ich auch noch mein Studium in Salzburg abgeschlossen, denn wie so viele hatte auch ich unterbrochen. Während meiner Arbeit bei der Rai habe ich nämlich einmal mein finanzielles Tagebuch durchgelesen, das ich von Oktober bis zu meinem ersten Stipendium im Januar in meinem ersten Jahr 1969 in Salzburg geführt hatte: Da war ein einziges großes Bier dabei! Der Rest waren die Miete, Unterlagen und ein bisschen was zum Essen. Wie ich dieses Tagebuch angeschaut hab, habe ich mir gesagt, du bist ein Schuft, jetzt wo es dir gut geht, schließt du nicht das Studium ab. Deshalb habe ich auch den damaligen Professor Schmolke angerufen und ihm gesagt, dass ich alle Prüfungen habe und mir nur das Doktorandenseminar fehlt, und hab ihm auch meinen Vorschlag für meine Doktorarbeit über die Rundfunkgeschichte in Südtirol gemacht. Er war hoch erfreut, wieder einen Reuigen ins Institut zurückholen zu können, und so bin ich dann drei vier Mal zu diesem Doktorandenseminar gefahren. Nach

meinen intensiven und schwierigen Recherchen in Frankfurt, Koblenz, Wien, Innsbruck und Rom habe ich im September 1979 meine drei Wochen Urlaub genutzt und angefangen, die Dissertation zu schreiben. Im April habe ich 350 Seiten abgeliefert und am 10. Juli 1980 promoviert. Und dies alles neben meiner Arbeit beim Rai Sender Bozen.

Und gleichzeitig auch bei der Rai gekündigt: Wieso?

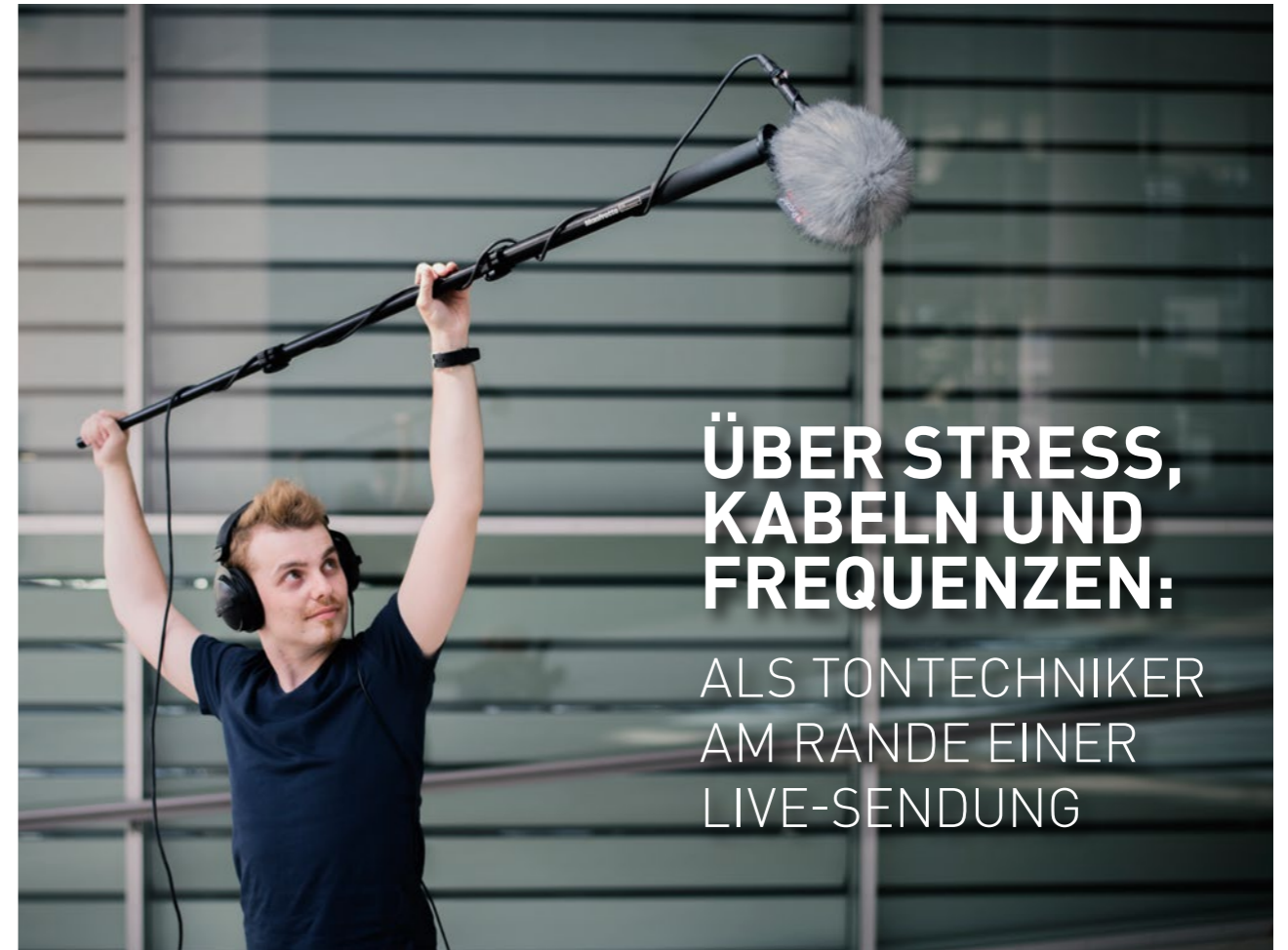
Ich bin als erster Rai-Journalist 1980 weggegangen, alle wollten in die Rai und niemand wollte raus – die Rai war quasi eine Lebensversicherung für eine*n Journalist*in. Ich habe gekündigt, weil ich das Angebot hatte, die FF (Anmerkung: eine Südtiroler Wochenzeitschrift) mitzugründen und mich hat einfach was Neues interessiert. Hingegen zum Monopol, der Tageszeitung Dolomiten, zu gehen, hätte mich nie interessiert. Nach einer bestimmten Zeit habe ich aber gemerkt, dass es nach 20 Jahren Lokaljournalismus fad wird, weil man die Geschichten alle gekannt hat, ebenso wie die Leute. Ich wollte mich öffnen und hab dann die Chance bekommen, den Raetia-Verlag zu gründen, der mir wirklich eine ganz neue Welt mit vielen neuen Kontakten eröffnet hat. 25-Mal auf der Frankfurter Buchmesse mit einem eigenen Stand, viele Autor*innen und Verleger*innen. Es war für mich eine ganz wichtige Entscheidung.

Wie beurteilen Sie rückblickend eigentlich die Entscheidung in Salzburg Publizistik studiert zu haben?

Ich bin eigentlich nur durch einen relativen Zufall zu diesem Studium gekommen, denn ich hatte Herzprobleme. Mein Arzt hatte mir nach meiner Matura geraten, ich sollte ein Jahr aussetzen. Ich habe dann aber ein paar Leute kennengelernt, die in Salzburg studiert haben und die sagten: Du kommst jetzt nach Salzburg! Unterbrich die Studienjahre bitte nicht, weil sonst gehst du nach dem ersten verdienten Geld nie mehr auf die Universität! Sie hatten für mich bereits eine Wohnung besorgt und dann bin nach Salzburg. Das war wahrscheinlich die beste Entscheidung, die ich im Leben getroffen habe. Und durch meine Neugierde bin ich zu all diesen Möglichkeiten gekommen. Wenn man die nicht hat, dann kommt man zu nichts. Und man muss Niederlagen einstecken können und im Leben nur einmal öfter aufstehen wie hinfallen.

Text: Manuel Gruber

Foto: Raetia / Gottfried Solderer



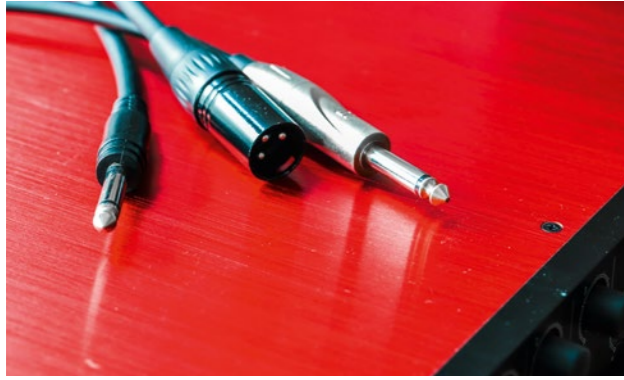
**ÜBER STRESS,
KABELN UND
FREQUENZEN:
ALS TONTECHNIKER
AM RANDE EINER
LIVE-SENDUNG**

Vielleicht ist es nicht gerade das naheliegendste für einen KoWi-Studierenden als Tontechniker*in bei einem Fernsehsender zu arbeiten. Durch mein starkes Interesse für Video- und speziell Audioproduktion ist es mir möglich, als KoWi-Studierender bei einer Live-Sendung als Tontechniker mitzuarbeiten.

Neben der Betreuung von Live-Sendungen gibt es auch zahlreiche weitere Aufgaben für Tontechniker*innen in der Film- und Videobranche. Sehr zentral ist hier die Arbeit bei Drehs. Der Anblick eines Kamerateams bei der Arbeit ist möglicherweise vertraut und es haben sich bestimmt schon einige gefragt, was die Person mit dem flauschigen Fellbommel da macht. Hier kommt der/die Tontechniker*in ins Spiel: Im Fellbommel, welcher die Funktion erfüllt, Windgeräusche vom Mikrofon fernzuhalten, steckt das Mikrofon, welches mit einem kleinen Mischpult verbunden ist. Der Ton kommt quasi durch Mikrofon und Mischpult direkt in die Ka-

mera. Die Aufgabe bei solchen Drehs ist es dann, das Mikrofon in der gewünschten Position zu halten (das kann in der Tat oft sehr anstrengend sein) und auch das Verkabeln von Interviewpartner*innen. Selbstverständlich geht es darum, das Mischpult richtig zu bedienen und den Ton sendetauglich an die Kamera zu schicken und bei Problemen sofort einzugreifen.

Grundsätzlich ist es wichtig, als Tontechniker*in Interesse in den Bereichen Musik, Mathematik, Technik und Handwerk zu haben. Es geht darum, Mikrofonpositionen herauszufinden, Töne und Klänge anhand bestimmter Werte zu bearbeiten und kleine Reparaturen bei Geräten durchzuführen. Das Gehör ist unabdingbar und sollte einwandfrei funktionieren. Aus eigener Erfahrung kann bestätigt werden, dass es einen gewissen „Trainingseffekt“ gibt: Je länger und konzentrierter sich jemand mit Geräuschen und Tönen beschäftigt, desto geschulter wird das Gehör. Gerade im Bereich des Fernsehens und beim Film arbeitet man größtenteils im Team und ist stets in Kon-



takt mit Regie, Aufnahmeleitung und Produktionsleitung. Auch wenn es oft anstrengend sein kann, ist es das Ergebnis, sei es eine Sendung, ein Film oder ein fertiger Track bzw. ein fertiges Album, was die Motivation gibt, in diesem Bereich weiterzuarbeiten.

MEHR ALS NUR MIKROFONKABEL ZU LEGEN

Der Dienst bei einer Livesendung beginnt bereits am späten Nachmittag und beginnt damit, dass sich jedes Crewmitglied beim Empfang anmeldet und einen Ausweis bekommt. Da bei Livesendungen alles mit Funkmikrofonen geschieht, werden als erstes die Antennenkabel verlegt und die Antennen an den korrekten Positionen aufgebaut. Damit im Fernsehen nicht nur die Gäste zu hören sind, werden an verschiedenen Positionen auch Mikrofone, die die Atmo-Geräusche aufnehmen, platziert. Danach geht es an die Vorbereitung der Technik für die Gäste, die für die Livesendung auf dem Podium sitzen. Jeder Gast bekommt ein sogenanntes Nackenbügelmikrofon und einen Ohrhörer angehängt. Nachdem das benötigte Equipment vorbereitet ist, wird das Ton- und Kameraequipment bei einer Probe einmal komplett durchgetestet.

Die Funkstrecken werden nach Gästen sortiert und dann geht es auch schon in den Backstage-Bereich. Es riecht nach diversen Beautyprodukten wie Haarspray und Make Up. Hier fängt nun ein wesentlicher Teil der Arbeit als Tontechniker*in an: Das Verkabeln der Gäste, was bei einer hohen Anzahl oder Zeitmangel eine knappe Angelegenheit werden kann. Da scheint ja schon jemand fertig zu sein. Schnell wird die passende Funkstrecke aus der Schachtel genommen und höflich gefragt, ob dem Gast Mikrofon und Ohrhörer angelegt werden können. Bereitwillig nickt die Person und ich klemme die beiden Geräte am Gürtel fest, befestige das Mikrofon sowie den Kopfhörer am Ohr. In Feinarbeit muss jetzt das

Mikrofon an die Kopfform angepasst werden, damit keine Störgeräusche wie Wind, der durch das Sprechen entsteht, übertragen werden. Also heißt es mit vollster Konzentration die kleinen Federn und Drähte in feinsten Arbeit anzupassen. Nach einem kurzen Danke ist auch schon der nächste Gast fertig für das Verkabeln.



„DIE MODERIERENDE PERSON HÖRT NICHTS AM OHR.“

Die Lichter bewegen sich, die Signation ertönt und die moderierende Person kommt mit einem Lächeln, begleitet von zwei Gästen, auf das Podium. Die Sendung läuft ohne Probleme, Einspieler werden gezeigt und das Publikum hört interessiert zu. Plötzlich eine Meldung am Funkgerät: „Die moderierende Person hört am Ohr nichts mehr.“ Schnell wird mit dem Sendungsverantwortlichen Blickkontakt aufgenommen und dann heißt es Einsatz. Mit einem Ersatzgerät geht es nun auf das Podium direkt zu der moderierenden Person. Vorbei an den Kameras und dem Publikum, rauf zum Podium. Das defekte Gerät wird durch ein neues ersetzt. „Noch 25“, höre ich am Funkgerät. Schnell noch die letzten Handgriffe. „Noch 15.“ Ein letzter Blick ob alles gut sitzt, das Mikrofon ist ebenfalls nicht verrutscht. „Noch 10.“ Nun aber schnell raus dem Set ohne über Kabel zu stolpern. Am Funkgerät läuft die Bestätigung, dass die moderierende Person wieder alle Gäste und Einspieler hören kann.

Diese Sendung ist gut verlaufen. Nun wird wieder alles in die jeweiligen Koffer, Kisten und Fächer gepackt damit meine Kolleg*innen alles für die nächste Sendung vorfinden.

Text und Fotos: Markus Bachofner

MACH MIT!

Du bist leidenschaftlich, kreativ und möchtest einmal einen eigenen Text veröffentlichen? Der *PUNKT.* ist das Medium der StV Kommunikationswissenschaft und somit von und für Studierende. Bei uns kannst du erste Erfahrungen sammeln und einen Blick hinter die Kulissen eines Printmediums werden. Mach mit – bei der nächsten Ausgabe!

Schreib einfach eine E-Mail an stv.kowi@oeh-salzburg.at mit dem Betreff **PUNKT-Redaktion** oder like unsere Facebookseite **StV Kommunikationswissenschaft** und bleib informiert über Termine, News und vieles mehr.